



Berlin, den 30. Dezember 1899.

## Defilircour.

**M**alacophron und Neoterpe hatten sich für die Sylvesternacht mit einander verabredet. Das war manches Jahr nun schon bei ihnen so Sitte. Zwei einzelne Leute, er ein leidlos alternder Rentier mit behaglichem Auskommen, sie ein Mädchen in den Dreißigen, das ein Bischen malte, ein Bischen schrieb und in einem bescheidenen Wünsche erfüllenden Berufsleben merkwürdig frisch geblieben war: da mochte man die Scheidestunde des Jahres doch nicht grämlich zu Haus vertrauern. Die langen zwölf Monate hindurch sahen sie einander selten; er saß bei seinen geliebten Büchern, die er nach eigener Angabe von einem uralten Handwerksmann altmodisch einbinden ließ, sie stand oben in der Nationalgalerie an der Stoffelei und kopirte moderne Franzosen oder schrieb daheim wilde Sachen über die Befreiung der Frauen von Knechtschaft und Schmach. Für die sogenannte Geselligkeit, die von der berlinischen Art, mit Lachs, Filet oder Nehrücken, süßer Speise und dreierlei Weinen, hatten Beide nichts übrig. Die Sylvesternacht aber verlebten sie immer gemeinsam; und dann gings stets munter zu, — nicht so steif und auch nicht so stachelig wie bei den Ahnen, die 1800 auf der weimarschen Bühne gehadert und sich erst auf Goethes Geheiß versöhnt und der Herzogin Amalie gehuldigt hatten. Man aß ausführlicher als sonst, trank einen guten Tropfen, tauschte über die Erlebnisse und Eindrücke der entschwindenden Zeitspanne ernste und heitere Reden aus und blieb dann bei einem Pünschlein sitzen, bis der Sylvesterlärm in der Ferne verklang. Diesmal, da auf wohlweisen Beschluß weltlicher und geistlicher Behörden sogar ein neues Jahrhundert begann, durfte es nicht anders sein. Nur die Wahl des Stellidcheinortes machte diesmal besondere Schwierigkeiten. Philharmonie: zu

geräuschvoll-parvenupolitänisch. Bristol: zu viel Plutokratie um den elektrisch erleuchteten Weihnachtbaum. Dressel: ohne Rudolf keine Heimstätte für Menschen. Nach einigem Hin und Her hatten sie sich geeinigt. Sie würden bei Hüller essen, in einer der stillen Hinterstuben, und dann ins „Kasino“ pilgern . . . Kasino? Das Fräulein, das keine Altjungfernscheu kannte, hatte den Namen noch nie gehört; wohl irgend was Neues; jede Woche besaherte den Berlinern ja neue Speisehäuser und Kaffeepaläste. Herr Palaeophron, der gern den Lebemann alter Schule markirte, lächelte höchst verschmitzt, als die Freundin ihn bei Pückler und Pommeroy danach fragte; er sage gar nichts: sie werde schon sehen. Sie war nicht ängstlich; den Anblick nackter Gemeinheit würde der Wohlerzogene ihr nicht zumuthen; und im Uebrigen: Donnerwetter — sie sagte, wie Frau Nora Helmer, gern „Donnerwetter“ — man ist doch kein Kind, kennt das Leben und hat längst die albernen Damenvorurtheile abgestreift. Er war nicht Rath erster Klasse, Generalmajor oder Contreadmiral, sie gehörte nicht zum diplomatischen Corps; eine Verabredung für den Weißen Saal war solchen kleinen Leuten also nicht möglich. Warum nicht Kasino, da der keusche Galan es empfiehlt?

„Sehen Sie,“ sagte das Fräulein, während sie nach dem Essen in die Taubenstraße wanderten, „ich hänge an Ihrem Arm und lasse mich in tiefer Nacht von einem Junggesellen mit beträchtlicher Vergangenheit in ein unbekanntes Lokal schleppen. Dort werde ich sogar eine Cigarette rauchen, eine Queen, als duftiges Zeichen meiner Bürensympathie. Und dabei bin ich ein anständiges Mädchen und könnte, wenn ich Lust hätte, in den besten Familien verkehren. Das wäre in Ihrer berühmten guten alten Zeit doch nicht möglich gewesen. Bekennen Sie wenigstens, daß es ein Fortschritt ist?“

„Ein Fortschritt? Ach nein. Sie sind bohème, liebe Neo, und würden, wenn Ihr jetziger Wandel bekannt wäre, sicher nicht in die besten Familien geladen. Oder vielleicht doch. Sie sind ja Künstlerin. Das heißt: Sie haben ein paar Kopien gut verkauft. Schreiben außerdem für Journale. Da nimmt mans nicht so genau. Als billiger Tafelauffatz zu verwerthen. Aber nur bei kleinen Gesellschaften; bei großen mußes schon ein ramponirter Staatssekretär oder eine von einem Consortium emittirte Schauspielerin sein; allenfalls auch ein Stückeschreiber, der dreimal durchgefallen ist und seitdem als Dichter servirt wird. Sonst! . . . Na, daß wir in einer Epoche lächerlichster Pruderie und ekelhaftester Heuchelei leben, werden selbst Sie nicht leugnen. Fortschritt! Der bestünde doch höchstens darin, daß man früher fragte, was Einer innerlich bedeutet, während man heute vor allen Dingen

herauskriegen muß, welchen Titel er hat und auf welche Steuerstufe die Deklaration ihn weist. Und gar in Sachen der Zimperlichkeit! Denken Sie gefälligst mal an die Damen des Directoire, an die Beauharnais und die D'Ang. . . die Tallien, aber, wenn die Hyar, y, r, z, t, i, s, p, d, u, d, i, n, Ua- nide, die Vulpis, Bettina, das ganze Heer der Stellabewunderinnen. Die wären doch noch ein hübsches Stückchen weiter gegangen als bis ins Kasino. Nein, — im Gegentheil: daß es schon eine fürchterliche Sache und eine muthige Bravourleistung, der Sie sich rühmen, sein soll, wenn Sie mit einem in jedem Sinn alten Freunde ein Glas Wein trinken gehen, gerade darin sehe ich ein Zeichen unserer verdrehten Zustände.“

„Erlauben Sie, würdiger Greis! Die Damen, die Ihre Anspielung trifft, gehören zu einer anderen Sorte. Ich meinte natürlich die anständigen.“

„Ach, liebes Kind . . . Diese Grenzen sind ja in der gemeinen Wirklichkeit gar nicht so fest, wie Ihre Unschuld träumt!“

„Das ist eben. Darin erkenne ich den Schwärmer fürs achtzehnte Jahrhundert. Diese Grenzen sind sehr fest. Und daß sie sehr fest sind, danken wir unserer verfeinerten Sittlichkeit, unserer höheren Kultur, die den reinen Menschen und besonders das reine Weib mimosenhaft vor der Berührung mit dem Unreinen erschauern läßt.“

„So? . . . Passen Sie mal auf.“

Ein großer Saal im Stil hellenischer Tempelbauten. Weißer Marmor. Sehr hell. Viktorien, denen eine allzu spinatgrüne Patina angehängt ist, halten goldene Siegerkränze mit elektrischen Lämpchen. Ein langer, recht behaglich ausschender Schänkisch. Alles in unechtem Material; aber wenig berlinische Geschmacklosigkeit. Die Kellner in schneeweißen, die Musikanten, deren Fiedeln gedämpft klingt, in rothseidenen Jacken. Das Ganze wirkt angenehm, weltstädtisch und ärgert das Auge doch nicht mit den sonst üblichen bunten Barockprozeeren. Nur eine zum Erbarmen schlechte Kaiserbüste fällt störend auf. Das eigentlich Interessante ist hier das Publikum. Junge Herren, sehr soignirt, englische Stiefel, Schlüpfe und Westen, mit ihren Freundinnen, von denen manche die intime Bekanntschaft mit der Sittenpolizei nicht verleugnen kann, kaum verleugnen will. Hohe Hüte, viel Schmutz; und im Umkreis ein süßlicher Schminkegeruch. Daneben korrekte Ehepaare, allein oder in Rudeln. Börse, Hausindustriellen, Fabrikanten, Handelsleute und Talentpächter jeglicher Art. Nicht die erste, aber so ungefähr die zweite Quadrille der hauptstädtischen Halbänzer. Sie sind hergekommen, um in der Nähe das Laster zu riechen, das manierliche,

gut gekleidete, parfümirte, das nicht mehr im Geringsten stinkt. Die Nachbarschaft bringt den Damen ein leises Frösteln, eine Gänsehaut; aber es kitzelt doch angenehm: so mitten drin zu sitzen. Ein Seitenblick schleicht in scheuer Neugier an den Nebentisch, wo gekichert, geschwätzt und geäugelt wird und eine Holde hinter dem Rücken ihres Eintagsmannes dem schmutzeren Gefährten heimlich zutrinkt. Das also ist die Welt, von der man in guter Gesellschaft nicht spricht, die der Orgien . . . Sollten die Bewohnerinnen dieser Welt am Ende Verwechslungen fürchten? Es sieht fast so aus; sonst würden sie die Grimasse ihres Berufes weniger deutlich zeigen. Ab und zu schlenkert Eine durch den ganzen Saal und wiegt sich dabei in den Hüften, als wollte sie den Verdacht wegräumen, sie gehöre zu den unnahbaren.

„Na?“ Der alte Herr zwinkerte beinahe faunisch von der Estrade herunter. „Na, Miß Neo, was sagen Sie zu dieser herzigen Verbrüderung zweier sonst streng getrennten Welten?“

„Verbrüderung scheint mir nicht das richtige Wort. Zuerst war ich ja etwas genirt. Man wird eben die albernen Vorurtheile nicht so leicht los; und der Anblick solcher Geschöpfe erregt mir immer Grauen. Eine Mischung von Mitleid und Furcht. Jedesmal. Ja, reißen Sie die Augen nur auf! Auch Furcht. Man ist doch das Produkt der Verhältnisse, des Milieus. Sie wissen, ich bin leidenschaftliche Deterministin. Wenn man eines Tages nichts zu essen gehabt hätte, vielleicht ein Kind zu ernähren, die Erinnerung an eine heiße Stunde . . .! Ach, das Alles ist sehr komplizirt. Und ich glaube, von solchen Gefühlen sind auch die Frauen da unten erfüllt. Wo Sie nur Perverstität und ungefundenes Kitzel sehen, spüre ich eine — allerdings in ungewöhnlichen Formen auftretende — Regung sozialen Mitleids. Das aber ist mir eine der erfreulichsten Aeußerungen unserer Zeitstimmung. Muß man die Elenden nicht erst kennen, ehe man ihnen mitleidige Liebe schenkt?“

„O Gott bewahre! Die wachsende Erkenntniß verschleucht ja gerade das Mitleid. Warum soll ich Menschen bemitleiden, von denen ich weiß: sie wurden, wie sie werden mußten, und werden sich so auch weiter entwickeln? Ja, wenn ich sie unter eine Glasglocke setzen und da determiniren könnte! Und selbst von solchem Wunsch sind die honetten Damen hier weit entfernt. Erinnern Sie sich der Empörung, als neulich Eine schamlos genug war, ein Kolleg über Prostitution zu hören? Kennen lernen! Das fehlte ihnen. Würde übrigens auch schlecht zu dem mimosenhaften Erschauern stimmen. Soziales Mitleid! Das Wort mag neumodisch sein; aber die Sache! Sie haben doch sicher von Rousseau, Mirabeau und deren Anhang gehört. Schwache In-

dividuen und Gruppen haben eben Gewissensbisse, fürchten auf der Höhe ihres Glückes den Reid der Götter, werden zärtlich und zimperlich. Uralte Geschichte, die sich von Zeit zu Zeit in neuem Kostüm wiederholt, bei der aber noch nie Etwas rausgekommen ist.“

Das Fräulein rührte nervös in ihrem Eierpunschglas. Dann, als er sie herausfordernd ansah, stieß sie den Untersatz ärgerlich weg. „Lieber Freund, heute wenigstens sollten Sie mich nicht mit Paradoxen bewirthen. Griesgram und Gelbschnabel, Haberecht und Naseweis sind nicht mehr bei uns, wir sind älter und kühler geworden und können als verständige Leute mit einander reden. Wollen Sie da nun im Ernst behaupten — und Ihr Geplänkel zielt doch nach dieser Richtung —, daß wir in der feierlichen Stunde des Scheidens von einem Jahrhundert uns sagen müssen, die gesteigerte Arbeit einer so langen Epoche habe nichts für die Menschheit erreicht?“

„Da wären wir also beim Jahrhundertende! Wissen Sie, daß mir der ganze Zauber gräßlich ist? Erst war Jahre lang jede Gelei und jede Unverschämtheit fin-de-siècle. Mir wurde übel, wenn ichs las. Und nun ist die Scheidestunde, die große, gekommen. Eigentlich ist sie noch nicht; denn da das erste Säkulum nicht neunundneunzig Jahre hatte, müßten wir uns noch zwölf Monate gedulden. Aber Geduld . . . heute . . . im Deutschen Reich! Meininetwegen; eine gute Gelegenheit zu neuen Postkarten für Sammler und zu ähnlichem Kummel. Ich habe nichts dagegen, daß Einer am Wochenschluß die Rechnung macht oder seinen Geburtstag für ein höchst wichtiges Datum hält, wo er die Bilanz eines Abschnittes schließt. Nur sollten erwachsene Leute die Geburtstagsfeiern nicht allzu ernst nehmen. Bei uns ist jetzt Alles Anlaß zu Trara und Bumbum. Krankhafte Sucht, Perioden zu schließen und neue zu eröffnen, Entwicklungen zu konstatiren und weltgeschichtliche Ereignisse zu betoasten. Und dann regelmäßig zu früh; siehe Tuberkulin, Nordostseekanal, zwanzigstes Jahrhundert. Was heißt denn Jahrhundert? Dadurch, daß wir von morgen an 1900 schreiben, ist doch nichts geändert. Den Gefallen, die Etappen an die Kalenderabschnitte zu legen, thut uns die Vorsehung nicht; oder die Natur; oder wie Ihr moderner Geist die Maschinerie da oben sonst nennen mag. Die wartet . . .“

„Natürlich. Daß uns morgen keine neue Welt aus der Schachtel aufgebaut wird, wissen wir Beide. Immerhin blickt man zurück und voraus. Und ich finde, wir können mit stolzer Genugthuung zurück, mit froher Hoffnung vorwärts blicken, wir Deutschen besonders. Wollen Sie die Antwort umgehen?“

„Durchaus nicht. Ich bin ja kein Hanswurst. Der müßte ich sein,

um zu leugnen, daß Manches geschehen ist. Nur will meinem altmodischen Sinn nicht einleuchten, warum wir so furchtbar stolz sein sollen. Nicht einmal die großen Männer sehe ich heute, auf die sich die Kleinen sonst gern was einbilden. Die vorige Scheidestunde sah Bonaparte, ein neuer politischer Gedanke war geboren (vielleicht auch schon wieder vom Korfen erwürgt?), in Deutschland sahen Goethe und Kant und ... na, ich will nicht ins Aufzählen kommen. Heute? Wissen Sie vielleicht Ebenbürtige?"

„Unter den Lebenden: nein. Aber gehören Bonaparte, Kant, Goethe etwa nicht ins neunzehnte Jahrhundert? Und mit ihnen wars doch nicht aus. Wir sahen Cavour und Bismarck Geschichte machen, Molke der Strategie, Virchow und Koch der Medizin neue Bahnen weisen. Auf Kant folgten Hegel, Feuerbach, Schopenhauer, Nietzsche, auf Goethe die Romantiker, Realisten und Naturalisten. Welch ein Weg in der Musik von Haydn und Mozart bis zu Wagner und Richard Strauß, in der Malerei noch von Cornelius und den Düsseldorfern bis zu Boecklin und Stuck! Darwin hat uns gelehrt, Spencer und Haeckel haben in seinem Sinne gewirkt und so ist eine neue Weltanschauung entstanden und der Ethik eine neue Grundlage geschaffen worden. Denken Sie an die großen Biologen, Mathematiker, Chemiker, Techniker, die uns dieses Jahrhundert gab. An die Fortschritte der Geschichtswissenschaft von Voltaire und Herder über Ranke bis zu Treitschke, Burckhardt und Lamprecht. An die Verbreiterung der Schicht, in die Bildung dringt. An die fabelhafte Hebung aller Verkehrsmöglichkeiten, die Steigerung des Wohlstandes, die Niederreißung der Klassenschranken. Siegt der alte, aus Asien stammende Glaube nicht in den letzten Zügen? Siegt nicht, im Bunde mit der Natur, die Demokratie auf der ganzen Linie? Waren Männer wie Stuart Mill, wie David Strauß und Karl Marx der Menschheit nicht Wohltäter, Rufer zu neuer Glückseligkeit, mag man im Einzelnen auch ihre Lehre bestreiten? Und ich nannte nur ein paar Namen!"

„Holen Sie einen Augenblick Athem, ma mie! Das war ja eine ganze gedrängte Uebersicht. Und dabei haben Sie noch Telephon, Fahrrad, billiges Porto, Bartbinde und andere Errungenschaften vergessen. Die Hauptsache sogar; wenigstens, was ich dafür halte: die Geburt der modernen Großindustrie. Aber ich möchte Ihnen auf diesen Weg nicht folgen. Das steht viel vollständiger in den schönen Jahrhundertbüchern, von denen es jetzt wimmelt und die alle den Zweck haben, zu beweisen, wie wir es nun so herrlich weit gebracht. Daher haben Sie wohl auch all die wundervollen Kopulirungen unvergleichbarer Größen; Kant und Hegel: darüber hat sich schon

Schopenhauer lustig gemacht, der letzte deutsche Philosoph für die Welt, an dem ich Geschmack finde. Ort und Stunde wären zur Erörterung kosmischer Probleme übel gewählt; der einfache Menschenverstand aber findet hier leicht manches Beispiel. Lassen Sie mich, wie Sie, in Stichwörtern reden. Mir scheint, daß der mehrfach erwähnte Herr von Goethe nicht ganz unflug war, als er schrieb, die sogenannten Zeitalter blieben einander stets gleich und seien, ob ihre Wuth sich nun gegen Fuß oder gegen Sokrates wende, immer der alte Erzfeind der Starken, die sich gegen sie stemmen. Er hats ein Bißchen anders gesagt; thut nichts. In unserem Zeitalter — oder meinerwegen Jahrhundert — sehe ich nun manche gute Leistung; aber ich sehe nicht, daß die Glücksumme größer geworden ist. Auf den ersten Blick könnte mans freilich glauben; die Leute essen und trinken besser als vor hundert Jahren; und so viele gut gekleidete Menschen, wie hier in dem einen Saal sitzen, hätten Sie noch 1870 auf dem langen Weg vom Großen Stern bis zu Kranzler nicht getroffen. Schaut man aber genauer hin, dann entstehen über die Segnungen dieses berühmten Fortschrittes Zweifel. Was heißt überhaupt Fortschritt? Die Kleine da neben Ihnen sah ich neulich in einer Operette; sie bildete mit drei Duzenden eiusdem farinae einen Haufen, der vor den Altschlüssen vom Hinterprospekt bis an die Rampe marschirte und — entschuldigen Sie! — die Beine zeigte. Das war doch sicherlich Fortschritt; imponirt hats mir nicht. Und eine ähnliche Empfindung habe ich oft bei unseren heutigen Kulturparaden. Bis in die fünfziger Jahre hinein hatten wir bedeutende Fänder, die auf den verschiedensten Gebieten die Grenzen unserer Erkenntniß erweiterten. Dann kam sacht die Herrschaft der Industrie herauf, die alle Verhältnisse revolutionirte; und seitdem haben wir Spezialisten, Distributeure, Kolporteure, Regisseure, Importeure und so weiter, aber das Riesengeschlecht scheint ausgestorben. Man hatte entdeckt, daß die nützlichste Thätigkeit des Menschen doch darin besteht, Geld zu verdienen. Geld ist besser als eine Ahnengalerie und gilt mehr als alle Weisheit und Tapferkeit der olympischen Götter. Der Boden der Gesellschaft wurde umgepflügt; und der Wille zur Macht führte den Pflugchar. Dabei die Erweiterung Dessen, was Ihr mit aufgeblasenen Bäckchen Oeffentlichkeit nennt. Die misera plebs, die, statt auf den Acker, in die Fabriken getrieben wurde, mußte bessere Kenntnisse mitbringen, schreiben und lesen können und für manuelle Verrichtungen jeglicher Art fähig sein. Aber der Mann, den Ihr lesen lehrtet, las auch wirklich. Und was? Welche Fehler und Dummheiten die Regirenden machen; wie die Macht das Recht beugt; für welche Interessen Kriege geführt und Hunderttausende geschlachtet

werden; wie ansehtbar — draußen natürlich nur, nicht in der Heimath! — das Thun manches Kronenträgers ist; und welche Genüsse den unter günstigeren Sternen Geborenen sich hienieden bieten. Er las, verglich, war zum Mißtrauen gestimmt und wurde unzufrieden. Das ist er noch, wird er mit jedem Tage mehr. Hat er von seinem Standpunkt aus nicht Recht? Er wird als Kanonensfutter und Maschinenrädchen verbraucht und hat von Euren glorreichen Kulturerrungenschaften gar nichts. Sie schütteln den Kopf? Ja, er findet, daß er nichts davon hat, daß er nur Kulturdünger ist und auf seinem Rücken das Spiel der Mächtigen gespielt wird. Zu ihm kommen Leute und flüstern oder brüllen: Warum Der und nicht Du? Er will sich nicht länger ausnützen lassen; ausbeuten nennt mans jetzt ja. Keiner will sich mehr ausbeuten lassen; nicht einmal die Frau, die Jahrtausende lang geduldig im Joch ging. Jeder und Jede fordert einen eigenen Löffel, ein separates Recht auf Selbstbestimmung. Das ist der heutige Jammer. Und deshalb macht man sich allmählich an die gelben, braunen und schwarzen Brüder und Schwestern. Die werden sich noch eine hübsche Weile ausbeuten lassen. Und die Natur scheint zu lehren, daß es ohne Ausbeutung nicht geht. Auf also in die weite Welt, um neues arbeitwilliges Lastvieh unter die Fuchtel zu bringen! . . . Wollen wir Kaffee trinken?“

„Soit. Und wenn Alles wahr wäre, was Sie sagen — Sie glauben selbst nicht —: bietet uns diese Befreiung des Individuums, diese Veredlung des europäischen Menschen beiderlei Geschlechtes nicht gerade ein schönes Schauspiel? Ist es nicht erhebend, zu sehen, wie die bisher Beknechteten, die Frau und der Arbeiter, unter Opfern um ihr Menschenrecht kämpfen? Dieser Kampf wird und kann nicht mehr enden, bis der Sieg erfochten ist. Das Ziel ist näher, als Sie glauben. Und wenn ein Volk freier Individualitäten, der Fesseln ledig, auf unblutigerobertem Boden steht, wenn die Zwingburgen und Frohnvesten des Wahnes gefallen sind und jedem sittlich empfindenden Menschen ein Sonnenstrahl leuchtet, dann werden Sie sogar rufen: Es ist eine Lust, zu leben! Einstweilen bleibt uns der Trost des Vorderfages: Die Wissenschaften, die Künste blühen! Und noch ein anderer, den Sie eben so wenig wegschelten werden: Das Reich, auch ein Geschenk dieses Jahrhunderts, steht aufrecht und schickt sich an, als Weltmacht den Platz einzunehmen, den die Briten nicht mehr behaupten können. Sehen Sie auch darin, in diesem Erbganze, kein Zeichen einer Jahrhundertwende?“

„Es ist tief in der Nacht, schöne Träumerin, und ich bin nicht mehr jung genug für den Ehrgeiz, auf dem Heimweg die Bäckerburschen zu treffen. Wir

werden uns nicht einigen. Und an politischer Prophetie habe ich nie Freude gehabt. Sie sehen den britischen Löwen schon in der Hundehütte und hoch am Westenhimmel unseren Kaiseraar. Hier und da, sagt man, ist es auch schon anders gekommen. Ungefähr heute vor hundert Jahren drang in die Diplomatenkanzleien die Kunde, Bonaparte habe zu Weihnachten seine Wohnung in die Tuilerien verlegt. Weltwende! Dieses Säkulum, hieß es, gehört den Söhnen der Großen Revolution! Gesegnete Mahlzeit. 1815 war die ganze Herrlichkeit vorbei — mit unseren Verkehrsmitteln würde es schneller gehen — und Sie konnten das Weltreich Napoleons mit der Laterne suchen. Dabei war dieser Bonaparte doch ein Kerl. Sind Sie ganz sicher, daß Bismarcks Werk nicht Episode bleibt? Ich nicht; aber ich hüte mich vor dem Prophezeien. Ihre blühenden Künste! Gewiß werden mehr Bilder, Verse, Statuen und Dramen gemacht als früher. Fabrikbetrieb; bloße Fingerfertigkeit; Folge der industriellen Entwicklung. Ein Unternehmer möchte was drucken, ausstellen, aufführen, vermieten; er sucht auf seiner Adressenliste, welcher Lieferant die Sache wohl am Besten und Billigsten machen könnte. So entstehen die blühenden Künste und die vielbändigen Jubellieder auf das Jahrhundert. Liegt uns keines Kunstgefühl nicht viel ferner als den Leuten von anno dazumal? Ueberhaupt keine Humanität und sicherer Geschmack? Sehen Sie sich nur um. Ein Weimaraner von 1800 hätte zwischen Lachlust und Ekel geschwankt, wenn er in diesem Raum diese Gesellschaft erblickt hätte. Heutzutage aber ist es eine gesuchte Sensation, in einem Salmitempel der Nise mit echten berlinischen Prostituirten und neugierigen Ehesträflingen Champagner zu trinken. Eine nette Barbarei. Und die paar Leute, die den Tanz nicht mitmachen wollen und zu alten Altären zurückrufen, die Nietzsche, Tolstoi, Ruskin, werden als Reaktionäre und Kulturmörder verhöhnt. Kultur! Ni dieu ni maître, — und dabei fromm auf Kommando und monarchisch bis in die Knochen. Alles hohl, künstlich, faul; ein prachtvoll bemaltes Heuchelgebäude, das der erste Sturm umwehen muß!

„Alles? Gewiß fehlt der Weltanschauung der breiten Massen noch die Einheitlichkeit; der Monismus konnte sich nicht so schnell durchsetzen, Gespenster spuken noch umher. Aber Alles hohl? Auch das monarchische Gefühl, das, von dem nationalen Gedanken getragen, so mächtig erstarkt ist? Wo finden Sie denn noch Republikaner? Kaum in der Sozialdemokratie. Jeder fühlt, was der gekrönte Vertrauensmann eines freien Volkes werth ist.“

„So lange er ihm den sichersten Schutz für seinen Geldschrank liefert; nicht eine Sekunde länger. Alles unterminirt. Hören Sie nur die Wige.

Es ist wie mit der Religion; Protestantismus und Konstitutionismus haben die selben Erfolge aufzuweisen. Der alte Landesvater hatte, auch wenn seine Hand hart war, festen Boden unter den Füßen. Jetzt: Von Gottes Gnaden, Verfassung, Darwin und Marx: es sieht in den Köpfen so bunt und wüßt aus wie hier im Saal; ganz Altes und Allerneuestes durcheinander . . . Doch, liebes Kind, genug von diesem Kapitel. Mit Mephisto, meinem Liebling, möchte ich sagen: Es ist so schwer, den falschen Weg zu meiden . . . Sie Glückliche glauben an freie Völker und ähnliche Thesen. Sie haben ja noch eine Strecke zu laufen. Warten Sies ab!“

Neoterpe hatte den Kampf aufgegeben. Das Jahrhundert war ja dahin; sie empfand zu modern, um für Tote zu fechten. Sie schlürfte langsam den kalten Kaffeerest, nickte dem nörgelnden Freund mit müdem Spott zu und deklamirte:

„Andere schauen  
Deckende Falten  
Ueber dem Alten  
Traurig und scheu.  
Aber uns leuchtet  
Freundliche Treue.  
Sehet: das Neue  
Findet uns neu.“

Aus einem Neujahrsgebidht; auch von Ihrem Goethe. Kommen Sie, Griesgrams würdiger Schutzpatron!“

Durch die Straße Unter den Linden rollten noch die Wagen der Hoffähigen. Schutzleute bildeten Spalier. Verhallende Militärmusik; kam ein Regiment von einer Mitternachtparade oder war zur Begrüßung des neuen Jahrhunderts die Garnison alarmirt worden? Palaeophon und Neoterpe schritten schweigend dahin. An der Charlottenstraße hemmte ein dichter Menschenknäuel ihren Weg. In der Mitte eine Droschke. Der Fahrgast im Streit mit einem schlanken Polizeilieutenant. Er brauche nicht zu warten; was ihn denn die Hofwagen angingen? Er wolle und müsse nach Hause, sofort. Das sei des Steuerzahlers Menschenrecht; und wenn man ihn hindere, werde er die öffentliche Meinung anrufen.

„Schnell!“ sagte das Fräulein. „Dieser Ausbruch männlichen Bürgertroges soll heute mein letzter Eindruck sein. Was sagen Sie nun?“

„Ich? Der arme Teufel ist schwer bezechet und wird sich morgen früh auf der Revierwache in schmerzlichem Staunen die Augen reiben.“



## Das neue Jahrhundert.

Der Beginn eines neuen Jahrhunderts ist im Völkelerleben nur in eben dem Sinne ein Abschnitt, wie es der Geburtstag oder das Neujahr im Leben des Einzelmenschen ist. Ein Stück seelischer Erhebung knüpft sich daran, vielleicht auch noch ein guter Vorsatz. Oder doch noch Eins: Es ist die Zeit, wo der Fuß einen Augenblick innehält, ehe er weiter schreitet, wo das Auge einen Blick zurückwirft auf die unmittelbare Vergangenheit, einen Blick des Bedauerns und der Bekehrung, und einen Blick hinausendet in die dunkle Zukunft, einen Blick voll Hoffnung oder voll Furcht.

Glücklich das Kind und das Kindesalter, das immer Neues, Großes, Schönes von der Zukunft erwartet, vor Allem Neues, immer Neues. Bis heute sah die Welt grau aus, morgen aber, morgen und immerdar von morgen an, wird der Himmel in beständigem Goldglanze erstrahlen. Solches Kinderhoffen nennen wir *Idyllisch*. Aber giebt es nicht auch unter den Erwachsenen unseres Volkes Millionen, die da wähnen, daß in Zukunft mit Hilfe weniger ganz kleiner sozialer Verschiebungen das Tausendjährige Reich andrehen werde? Dürfen wir ihre Kreise fördern und ihnen ein grausames Nein und Nimmermehr entgegenhalten? Oder ist es weiser, sich überhaupt nicht mit der Frage zu quälen: Was wird die Zukunft bringen? Dem, der die Zukunft nach der Zukunft fragt, wird sie die Antwort auf seine Frage schuldig bleiben. Fragen wir also die Gegenwart nach der Zukunft, genau wie wir uns längst gewöhnt haben, die Vergangenheit nach der Gegenwart zu fragen. Was will in der Gegenwart werden? Gelingt es, zu erkennen, was sich in der Gegenwart an wichtigen Wandlungen vollzieht, dann ist ein Einblick in die Zukunft und in das neue Jahrhundert gewonnen. Handelt es sich doch im wirtschaftlichen Geschehen um Vorgänge, denen gegenüber der Einzelwille des Menschen eben so kraftlos ist wie gegen übermächtige Naturerscheinungen.

In der Völkergeschichte giebt es keinen Stillstand. Völker, Stämme, Rassen und Arten entstehen und verschwinden. Am Baum der Menschheit ist es ein ewiges Knospen, Blühen und Verblüthen. Das lehrt alle Geschichte, und wenn Dem nicht so wäre, gäbe es überhaupt keine Geschichte. Wenn aber Alles vergeht, was überdauert dann?

Tief in der Brust des Menschen wohnt der Drang nach Glück, und es gab eine Zeit, da es als das vornehmste Ideal des sozialen Denkens galt, die Menschen glücklich und zufrieden zu machen. Das war am Ende des vorigen Jahrhunderts, der eigentlichen Brutzeit aller sozialistisch-utopischen Träume. Die Menschen sollten frei werden: frei vom Herkommen, frei von Vorurtheilen, frei von den Fesseln der Kultur und den Schranken, die der Staat seinen Bürgern zieht, und gleich in politischer, sozialer, wirtschaftlicher, geistiger und sittlicher Beziehung.

Dieses Ziel ist nicht erreicht worden. Und wenn es erreicht worden wäre? Wäre der erstrebte Glückszustand von Dauer gewesen? Wie man die Geschichte auch lesen mag: Eins hat sicher noch Keiner in ihren Büchern gefunden: daß im Kampf der Völker um das Dasein das glücklichste Volk überdauere. Im Gegenteil! Glück bedeutet Untergang. Davon, daß die Glücklichen überleben, überdauern, davon weiß weder die Naturforschung Etwas noch die Geschichte. Wohl aber wissen sie von dem Überdauern der Tüchtigsten ein Wort zu sagen. Nicht auf das subjektive Glücksgefühl kommt es an, sondern auf die objektive Leistung. Der alte Ägypter, der alte Grieche, der alte Römer, sie Alle sind in ihren Kulturen, in ihren Idealen und Lebensverhältnissen glücklich gewesen, wie es Menschen eben sein können. Aber gerade je näher sie ihren Idealen von Glück kamen, desto mehr verblähte ihre weltgeschichtliche Rolle und desto schneller eilten sie ihrem Ende zu.

Ueber die Geschichte eines Volkes entscheidet seine Arbeit, sein Bevölkerungszuwachs, seine soziale und politische Gliederung, seine wissenschaftlichen und künstlerischen Tendenzen. Die geistigen Strömungen sind aber immer in weit höherem Grade Erzeugnisse des gesellschaftlichen Zustandes als führende Mächte. Gerade darin liegt ihre Bedeutung als Symptome Dessen, was sich in der Zeit vollzieht, und mit der Erkenntnis dieser Thatsache hat die geschichtliche Einsicht in unserer Zeit einen ihrer Hauptfortschritte gemacht.

Welche bedeutsamen Erscheinungen haben sich im letzten Menschenalter in Deutschland auf wirtschaftlichem und sozialem Gebiet vollzogen? Welche Erscheinungen berechtigen zu der Annahme, daß sie dauernd sind und bis in unabsehbare Zukunft hinaus umgestaltend weiter wirken werden? Steht die Gegenwart in einem großen Prozeß der Umwandlung? Das sind Fragen, deren Beantwortung zugleich die Frage beantwortet, was wir von dem neuen Jahrhundert erwarten können und was wir von ihm vergeblich erhoffen. Man spricht heute gern von einem Zeitalter der Technik. Und in der That hat ja unser Jahrhundert technisch Dinge geleistet, von denen die Menschen des vorigen Jahrhunderts auch in ihren kühnsten Träumen sich kein Bild hätten machen können. Gerade so vermögen wir heute im Einzelnen nicht zu sagen, was das neue Jahrhundert technisch leisten wird. Eine gewaltige Ausbreitung der Elektrizität und Verbilligung ihrer Anwendung: Das sind Züge, die deutlich hervortreten, aber damit ist doch auch nur sehr wenig gesagt. Zwischen der wissenschaftlichen Entdeckung und ihrer praktischen Verwendbarkeit liegt ein weiter Weg, den man in Deutschland häufig übersieht, während man ihm in Amerika mehr Aufmerksamkeit schenkt. Unsere Theoretiker können heute schon die wunderbarsten Dinge, so zum Beispiel eine Reihe Nährstoffe auf chemischem Wege herstellen. Aber das Verfahren ist vorläufig so theuer, daß uns das Produkt absolut nichts nützt. Nicht darauf

kommt es also an, daß eine Erfindung gemacht wird, sondern darauf, daß das durch sie erzeugte Produkt billiger ist als Dasjenige, an dessen Stelle es treten soll. In solchen Berechnungen sind die Amerikaner unbestritten unsere Meister. Daher auch die beträchtliche Maschineneinfuhr, die wir neuerdings aus den Vereinigten Staaten haben. Dabei ist es nicht selten, daß die der Maschine zu Grunde liegende Erfindung die Erfindung eines Deutschen ist.

Auf wirthschaftlichem Gebiete ist der wichtigste und für das kommende Jahrhundert bedeutungreichste Vorgang die immer rascher verlaufende Kapitalansammlung in unserem Volk. Wenn die lebende Generation durch ihre Arbeit mehr schafft als sie verbraucht, dann entsteht ein Zuwachs an Nationalreichtum. Und zwar ist die nationale Arbeit die einzige Quelle des Volksvermögens. Der Ertrag an Nahrungsmitteln, den die fruchtbarste Ebene ohne Bearbeitung durch Menschenhand liefert, ist verschwindend klein. Ein paar Gräser, deren Samen eine primitive Brotsfrucht liefert, ein paar Beeren, ein paar Wurzeln und Knollen: Das ist Alles. Das Selbe gilt von dem Verhältniß zwischen Jagdwild und zahmer Herde. Selbst in diesen einfachsten Zuständen ist die menschliche Arbeit die beherrschende wirthschaftliche Großmacht. Was die Gegenwart auszeichnet, ist, daß wir Mittel gefunden haben, die menschliche Arbeit immer produktiver zu gestalten. Denn nur durch die immer zunehmende Produktivität der Arbeit ist es möglich geworden, daß trotz einer starken Bevölkerungszunahme unser Nationalwohlstand dauernd gewachsen ist. Wer ein Stück Land bearbeiten will, Der bedient sich zunächst seiner Hände; bald findet man es aber geeigneter und lohnender, erst einen scharfen Stein zu suchen, selbst wenn man ihn ein gutes Stück weit herholen muß, und damit die Oberfläche des Feldes zu lockern. Später findet man es noch besser, den Stein erst zu schärfen. Dann baut man einen Spaten, beginnt die thierische Kraft sich dienstbar zu machen, indem man einen Ochsen an den Pflug schirrt, und zuletzt wirft man täglich mit dem Dampfplug viele Quadratkilometer um. In dieser ganzen Entwicklung wiederholt sich unausgesetzt der selbe Zug. Statt die erforderliche Arbeit direkt zu leisten, schafft man erst ein Werkzeug, ein Instrument, eine Maschine, und mit ihr leistet man dann die Arbeit. Obgleich zunächst die Herstellung des Geräthes verlorene Zeit bedeutet, so leistet dann das Geräth doch so unendlich viel mehr als die bloße Menschenhand, daß dadurch der Zeitverlust tausendfach wettgemacht wird. Jahrhunderte lang klettern die Bewohner zweier benachbarten Orte über einen steilen Berg Rücken, um zu einander zu gelangen. Jeder Einzelne muß die ganze mühselige Arbeit von Neuem leisten und obendrein seine Last erst hoch in die Höhe schleppen, nur um sie dann wieder zu Thale zu tragen. Erst dann baut man in weitem Bogen eine ebene Straße um den Berg; noch später bohrt man einen Tunnel durch

den Felsen und läßt den Dampf auf Eisenschienen die Schlepparbeit besorgen. Trotz der ungeheuren Arbeit, die zunächst verschwendet wird, um eine Straße, dann den Tunnel zu bauen, Schienenweg, Lokomotiven und Wagen herzustellen, bedeutet diese Arbeit eine wirtschaftliche Ersparniß, weil hier eine Arbeit ein- für allemal gethan wird und ein kleineres Maß Arbeit, das Bergsteigen, nicht von jedem Einzelnen jedesmal wieder gethan zu werden braucht. Auf diesem Prinzip beruht die ganze moderne Produktivität der Arbeit und auf ihm beruht daher auch das Anwachsen des Nationalvermögens, das durch sie geschaffen wird. Auf weite Gebiete ist dieses Prinzip bereits angewandt worden, auf sehr viel weitere hingegen noch nicht. Aber daß ein so siegreicher Gedanke schließlich einmal alle Lebensgebiete unbedingt beherrschen muß, daran kann kein Zweifel sein. Unsere gesammte moderne Produktion, so weit sie wirklich modern ist und mit Arbeitstheilung, Arbeitsgliederung und Arbeiterorganisation im Großbetrieb zusammengeht, beruht darauf. Sie ganz durchzuführen, wird eine der Hauptaufgaben des neuen Jahrhunderts sein; und mit dieser Arbeit wird es seine Hauptzeit verbringen müssen. Ihre Durchführung wird ungeahnte Massen neuer Produkte erzeugen und das Volk, das am Eifrigsten an ihr schafft, wird mit seinem Wohlstand bald die Gipfelstellung einnehmen. Jeder Tischler, der seine tausend Mark selbständigen Einkommens aufgibt und lieber sechzehnhundert in der Fabrik erarbeitet, jeder gelernte Schmied, Drechsler, Handwerker, Handspinner, Eisengießer, Schuhmacher, und wie die Handwerksberufe alle heißen mögen, der, dem Zug der Zeit zum Großbetrieb mit mechanischer Kraft und Arbeitstheilung folgend, lieber sich einem großen Ganzen als gut gelohntes dienendes Glied anschließt, als in selbständiger Verbissenheit ein kümmerliches Handwerkerdasein fristet, arbeitet mit an dieser großen Aufgabe, die das neue Jahrhundert vom alten übernimmt. Die unabänderliche wirtschaftliche Nothwendigkeit drängt dahin, — und gegen sie ist aller Widerstand vergeblich. Wer sich gegen sie auflehnt, über Den schreitet sie hinweg und zermalmt ihn. Und ihre Macht muß für absehbare Zeit noch dauernd wachsen. Auf welches Gebiet immer dieses Prinzip angewandt worden ist, da hat es sofort in Verbilligung der Produkte ungemessene Früchte getragen. Dieses Prinzip hat unsere deutsche Industrie geschaffen, so gut wie die Weltindustrie im Allgemeinen. Nur dadurch ist der riesenhafte Aufschwung möglich geworden, den unser Exporthandel genommen hat, der sich von der Mitte der achtziger Jahre bis zum Ende des Jahrhunderts um zwei Milliarden gehoben hat. Im Jahre 1884 betrug er kaum zwei Milliarden, im Jahre 1900 wird er vier um ein gutes Stück übersteigen. Die intensive Produktion, die erst die Eisen- und Kohlengruben, den Schmelzofen und die Maschinenfabrik schafft, um dann in dieser die Spezialmaschine herzustellen, mit der endlich

ein bestimmter Theil eines Industrieproduktes erzeugt wird, mußte dem alten Handwerkerblick als eine vollständige Rarheit erscheinen. Wie konnte es möglich sein, daß so ungeheure Kosten jemals durch die Preise von Industrieprodukten gedeckt würden, zumal wo diese beharrlich sinken? Wie konnte es möglich sein? Und doch ist es durch den ungeahnten Massenabsatz dieser Produkte möglich geworden und wir haben bei unserer Ausschau in die Zukunft einfach mit dieser Thatsache zu rechnen.

Ganz der selbe Umstand hat nun auf wirtschaftlichem Gebiet einen anderen Zug geschaffen, den wir die Fernwirkung der modernen Arbeit zu nennen pflegen, durch die ein Vorsprung, der an irgend welcher Stelle der Erde in der Verbilligung der Production gemacht wird, sofort über die ganze weite Welt hinweg wirkt und dadurch auch Dem, der ihn macht, in früher ungeahntem Maße zu Gute kommt. Was nützte es vor hundert Jahren, wenn man in Pefeld Garn zu einem Zehntel des Preises herstellte, den es in Südamerika herzustellen kostete? Ehe man es hinüberbrachte, war es durch Land- und Seefracht um das Zwanzigfache vertheuert und fand zu dem doppelten Preise wie das südamerikanische Garn dort ganz sicher keinen Markt. Binnenländische Verkehrsstraßen, Kanäle, Eisenbahnen und die fortdauernde Verbesserung der Schiffsmaschinen haben Das gänzlich auf den Kopf gestellt. Die Frachten sind selbst für stählerne Maschinenkolosse heute nur noch ein kleiner Bruchtheil der Herstellungskosten; und die Unterschiede der Herstellungskosten eines bestimmten Produktes an verschiedenen Stellen der Erde, die aus der Verwendung verschieden leistungsfähiger Arbeiter und verschieden produktiver Erzeugungsmethoden entspringen, sind größer als Unterschiede, die mit den Transportkosten zusammenhängen. Selbst Hölle spielen da keine Rolle mehr.

Wir haben das traurige Schauspiel erlebt, daß die deutsche Landwirtschaft, die ehemals recht wohl exportfähig war, ihre Konkurrenzfähigkeit auf dem Weltmarkt eingebüßt hat. Sie produziert heute so theuer, daß ihre Produkte kaum noch am Ort ihrer Herstellung mit argentinischem und nordamerikanischem, ja australischem Getreide konkurriren können, das Tausende von Meilen reisen muß, ehe es in die Hände des deutschen Konsumenten kommt.

Für die deutsche Industrie, die sehr viel besser mit den Errungenschaften der Zeit fortgeschritten ist als die deutsche Landwirtschaft, bestehen dagegen die umgekehrten Verhältnisse. Daher muß unsere Industrieproduktionsausfuhr dauernd zunehmen und wird gerade in den ersten Jahrzehnten des Jahrhunderts voraussichtlich reißend wachsen, wenn sich nur das Aufgehen des produktiven Handwerkes im Großbetrieb mit der nöthigen Schnelligkeit vollzieht. Die Verhältnisse liegen dafür so günstig wie nur möglich. Durch den Riesenaufschwung unserer Industrie ist eine große Nachfrage nach Arbeitskräften entstanden, ja geradezu Mangel an Arbeitern. Dieser Mangel treibt

zunächst die Löhne in die Höhe, und zwar um namhafte Beträge. Dadurch aber wird es wieder für zahlreiche Handwerker, die bisher nicht daran denken konnten, vortheilhaft, in einen Fabrikbetrieb einzutreten. Und dadurch werden unserer Industrie wieder diejenigen leistungsfähigen Arbeitskräfte zugeführt, deren sie dringend bedarf. In England ist dieser Eintritt des Handwerkes in die Fabrik nahezu vollzogen; dort rekrutirt sich der Fabrikarbeiterstand also aus einer wesentlich leistungsfähigeren und intelligenteren Bevölkerungsschicht als bei uns. Wenn wir nun heute schon der englischen Industrie auf dem Weltmarkt die stärkste Konkurrenz machen: was wird da erst zu erwarten sein, wenn wir einst mit gleich leistungsfähigen Arbeitskräften produziren wie sie? Ehe ein Jahrzehnt vergeht, müssen die Folgen davon bemerkbar sein.

Ähnliche Entwicklungen wie auf wirtschaftlichem Gebiet bestehen auf sozialem oder stehen wenigstens unmittelbar im neuen Jahrhundert bevor. Und der wichtigste Zug ist da wieder eine unmittelbare Folge der größeren Produktivität der Arbeit. Wenn man früher von sozialen Klassen sprach, so sprach man Arm und Reich; und in England lebt diese Bezeichnung noch heute fort. Dieser Unterschied war kein eingebildeter, sondern bestand bis zum Beginn unseres Jahrhunderts wirklich. Damals lag der Besitz meistens in festen Händen. Fast aller Besitz war Landbesitz und Viehbesitz und im Allgemeinen entschied es über das Lebenslos eines Mannes, ob er als der Sohn eines solchen Besitzers geboren war oder nicht. Das ist aber seitdem wesentlich anders geworden. Heute liegen die Daseinsmittel nicht mehr in dem selben Sinn fest, sondern kreisen beständig. Und bei sehr großen Vermögen gehört schon eine ganz bedeutende Finanzbegabung dazu, um sie auch nur so zu verwalten, daß sie sich nicht vermindern. Da das vorhandene feste Volkvermögen im Verhältnis dazu, was ein Volk durch die Arbeit eines Jahres schafft, eine immer kleinere Summe darstellt, und während es einst das Dreißigfache war, heute vielleicht nur noch das Sechsfache ist, so hat der Unterschied Arm und Reich völlig seine Bedeutung verloren. An seine Stelle ist ein anderer getreten. Wir unterscheiden heute sozialwissenschaftlich nicht mehr Menschen mit großem Kapitalbesitz und Solche mit gar keinem, sondern Menschen mit großem Jahreseinkommen und Solche mit kleinerem. Am Ende des vorigen Jahrhunderts waren dreißigtausend Thaler ein hübsches Vermögen, das seinem Besitzer ein gutes Auskommen sicherte. Größere Einkommen von etwa viertausend, fünftausend oder sechstausend Mark, die von einem Vermögen unabhängig waren, gab es nur in ein paar Ausnahmefällen. Goethes Ministergehalt betrug neuntausend Mark. Was ist dagegen heute der Mann, der nichts weiter hat als die Zinsen von hunderttausend Mark? Ein armer Schlucker, der nur eben kümmerlich ein kleinbürgerliches Dasein fristet und keinerlei Aussicht hat, seine Lage jemals zu verbessern. Ganz anders steht es dagegen mit dem Manne

der sich durch seine eigene Arbeit dreitausend Mark im Jahre verdient. Ihm steht die Welt offen, und wenn er nur das Zeug zu bedeutender Leistung in sich hat, dann ist seinem Einkommen für die Zukunft keinerlei Grenze gezogen. So fern es der Nationalökonomie liegt, die wirtschaftliche Bedeutung des Kapitals zu unterschätzen, so nachdrücklich muß es doch ausgesprochen werden: für die Gestaltung unserer sozialen Verhältnisse hat der Kapitalbesitz aufgehört, das unterscheidende Moment zu sein. Für sie ist es heute einzig und allein das Einkommen, das aus der Arbeit fließt. Was Das bedeutet, ist kaum zu ermessen. Zunächst bedeutet es die Befreiung des Individuums vom Erbwang. So lange der Kapitalbesitz das einzige sozial bestimmende Moment war, gab es Geburtsstände. Der Stand, in dem der Mensch geboren war, haftete ihm sein ganzes Leben lang an, ganz unabhängig von seiner persönlichen Tüchtigkeit oder Untüchtigkeit, Fähigkeit oder Unfähigkeit. Der Besitz spannte den Menschen in Sklavenketten. Der Sohn des Gutbesizers mußte wieder Gutbesitzer werden, und wenn seine Fähigkeiten und seine Neigungen ihn noch so sehr zum Kaufmannsstand zogen. An diesem Konflikt sind im achtzehnten Jahrhundert zahllose begabte Existenzen zu Grunde gegangen. Goethe selbst hat uns im Wilhelm Meister einen solchen Konflikt ergreifend geschildert. Diese Institution ward zum Fluch für das Volk, weil sie es verhinderte, daß der richtige Mann, die richtige Begabung, an den richtigen Ort kam. Sie ward der Hauptquell der Unzufriedenheit und sozialen Erbitterung, die zu den großen Revolutionen der letzten hundert Jahre führte. Im Wesentlichen bestimmte immer die vorhergehende Generation das Schicksal der folgenden. Und weil die Eltern das Vermögen in der Hand hielten, ohne daß Söhne und Töchter ihrem Stande und den ihnen anverzagten Ansprüchen nicht genügen konnten, darum konnten sie auch ihre eiserne Hand über ihre Kinder halten und in deren allerprivatesten Angelegenheiten, wie bei Eheschließungen, ihren Willen durchsetzen, um damit für die Kinder eine neue Quelle des Unbehagens zu schaffen. Das ward anders mit dem Augenblick, wo das aus der Arbeit fließende Einkommen durchschnittlich die aus dem Besitze fließende Zinssumme zu übersteigen begann. Als das neunzehnte Jahrhundert die Produktivität der Arbeit so weit gesteigert hatte, daß die Arbeit zur beherrschenden sozialen Großmacht geworden war, trat der Bruch mit der Vergangenheit ein. Dieser Bruch bedeutete nicht mehr und nicht weniger als eine weitgehende Freiheit in der Berufswahl, damit eine unendlich bessere Ausnutzung der vorhandenen Kräfte, und dadurch das Entstehen der modernen Berufsstände an der Stelle der ehemaligen Geburtsstände. Seit der Mitte unseres Jahrhunderts — gewöhnlich rechnet man es von dem Revolutionjahr 1848 — ist nicht mehr die Geburt, sondern der Beruf das Entscheidende für die Stellung des Einzelnen

und innerhalb des Berufes natürlich wieder seine besondere Leistungsfähigkeit und Begabung, nicht mehr sein Vermögen. Bei ganz riesigen Vermögensunterschieden spielt natürlich das Geld immer noch eine gewisse Rolle; aber das Geld allein hilft heute Keinem mehr, wie vor hundert Jahren, zu einer einflußreichen sozialen Stellung. Dadurch ist nun ein Leben und eine Bewegung in das soziale Ganze gekommen, von der die Vergangenheit nichts wußte. Ein ununterbrochenes Aufsteigen und Absteigen einzelner Menschen und ganzer Familien, ganzer Stämme. Wie Gottfried Keller von seinem schweizer Dörfchen sagt: „Die Einteilung des Besitzes aber verändert sich von Jahr zu Jahr ein Wenig und mit jedem halben Jahrhundert fast bis zur Unkenntlichkeit. Die Kinder der gestrigen Bettler sind heute die Reichen im Dorf und die Nachkommen dieser treiben sich morgen mühsam in der Mittelklasse umher, um entweder ganz zu verarmen oder sich wieder aufzuschwingen.“ Das Lebensschicksal des Menschen ist nur noch in seltenen Ausnahmefällen völlig von seinem Geburtsstande abhängig, in der erdrückenden Mehrheit der Fälle vielmehr von seiner persönlichen Befähigung. Erst seitdem ist Kinkels Wort wahr geworden: „Sein Schicksal schafft sich selbst der Mann.“ Dieser Umschwung bedeutet die Freiheit des Individuums bei der wichtigsten Entscheidung im Leben, bei der Berufswahl und eben so bei der nächstwichtigsten, bei der Gattenwahl. Dadurch, daß der Sohn sich ein vom Elternhaus unabhängiges Einkommen verdient, wird er auch bei der Wahl einer Lebensgefährtin unabhängiger und kann seiner eigenen Neigung nachgehen.

Geschichtlich hat dieser Umschwung am Ende des vorigen Jahrhunderts eingesetzt und die große französische Revolution von damals ist eins seiner Symptome. Nur hat die Zeit bis 1860 die Wandelung absolut nicht verstanden und sie daher auf eine ganz falsche Formel gebracht. Der Kernpunkt aller Revolutionen ist der Haß gegen die herrschenden Stände gewesen, namentlich der Kampf gegen die Vorrechte des Adels. Bis hierher stimmen Thatfachen und die Auffassung der Zeit genau zusammen. Aber um diese Vorrechte zu brechen, proklamierte man nun den Grundsatz absoluter Gleichheit und Freiheit, — und Das war ein verhängnisvoller Irrthum. Weil ein bevorrchteter Berufsstand bisher die Leitung des Staatswesens in der Hand gehabt hatte, entschied man nun, daß künftig der Tüchtige und der Vagabund, der Begabte und der Dumme, der Steuerzahlende und der Almosenempfänger, der ehrliche Arbeiter und der Betrüger, daß sie Alle politisch gleichviel zu sagen haben sollten. Dieses ultrademokratische Ideal ist allerdings kaum irgendwo völlig in die That umgesetzt worden und wird heute, wenigstens theoretisch, nur noch von der Sozialdemokratie aufrecht erhalten. In Wirklichkeit handelte es sich in diesen Kämpfen gar nicht um Beseitigung der sozialen Ungleichheit und Heraufbeschwörung absoluter Gleichheit, sondern

um etwas ganz Anderes: um die Abschaffung der Geburtsvorrechte eines Standes. Das Ziel ist: jede Generation soll sich auf dem Wege der Arbeit ihre soziale Gliederung selbst schaffen. Was der Einzelne an Arbeit leistet, Das bestimmt seinen Lohn und der Lohn bestimmt wieder seine soziale Stellung. An die Stelle der Geburtaristokratie tritt eine Leistungaristokratie, eine Sozialaristokratie. An dem bestimmenden Einfluß, den schon heute unsere Großindustriellen in Rheinland und Westfalen haben, läßt sich sehen, wie die Macht der Leistung folgt. Die Art der Leistung ist eine tausendfach mannichfache. Der begabte Forscher, Erfinder, Organisator, Kaufmann, Techniker, sie alle gehören dieser neuen Aristokratie an. Bei der ungeheuren Wichtigkeit, die es heute für das Kapital hat, die tüchtigsten Arbeitskräfte in seinen Dienst zu nehmen, ist keine Gefahr vorhanden, daß ein wirklich tüchtiger Mensch übersehen werde, so sehr auch manche Menschen dazu neigen, sich durchaus für verkannte Genies halten zu wollen. Mit dem Unterschiede Arm und Reich ist bereits endgiltig gebrochen. Eben vollzieht sich die Bildung neuer Berufsstände. Ein Symptom dafür ist die Bildung unserer Berufskammern, der Ärztekammern, Rechtsanwaltskammern, Handelskammern, Handwerkerkammern, Arbeiterkammern und so weiter. Die Gliederung des Volkes nach Leistungsschichten und Begabungsschichten ist in unmittelbarer Vorbereitung. Daß einmal auch ein völliger Idiot von seinem Vater eine Million erbt, darf daran nicht irremachen. Das sind Ausnahmefälle, die das Ergebnis als Großes, Ganzes nicht beeinträchtigen. Diese Neugliederung des Volkes wird nicht stillstehen, da die Mächte lebendig bleiben, die sie schaffen, — ja, sie muß für das neue Jahrhundert auf sozialem Felde geradezu der bestimmende Zug werden.

Glasgow.

Dr. Alexander Tille.



## 1900.

**S** Herrschend, eh' es noch begonnen  
Seinen schicksalsvollen Lauf,  
Mit den Ringen seiner Sonnen  
Steigt ein nen' Jahrhundert auf.

Doch wer sieht die Menschenloose,  
Die ihr Wandel streng umkreist?  
Was es birgt in seinem Schoße,  
Wißt noch kein gebor'ner Geist.

Ernst mag seinem ersten Tage  
Jedes Herz entgegen schauen  
Und dem zwölften Bloßenschlage  
Horcht es mit geheimem Grauen.

München.

Martin Greif.



## Thierische Hypnose.

Noch immer sind die Vorstellungen, die man sich vom Wesen der Hypnose macht, ungemein verschieden. Für die weiteren Kreise hat der Begriff der Hypnose meistens einen mystischen Beigeschmack und man wirft da leicht Hypnotismus und Spiritismus in einen Topf; im engeren Kreise der Aerzte und Physiologen stellt man sich die Erscheinungen hier als unentwirrbar verwickelt, dort als zu einfach und schematisch vor oder begegnet ihnen in Bausch und Bogen mit Mißtrauen. In Wirklichkeit sind die physiologischen Vorgänge, die den hypnotischen Erscheinungen zu Grunde liegen, im Einzelnen eben noch wenig analysirt. Das liegt zum Theil daran, daß diese Erscheinungen außerordentlich mannichfach auftreten und nicht bei allen Menschen in gleicher Form erzeugt werden können, kommt zum Theil aber auch daher, daß hier subjektive Momente mit objektiven physiologischen Symptomen vermischt zum Gegenstand der Betrachtung gemacht worden sind. Dieser zweite Umstand dürfte der wesentlichere sein.

So groß der Nutzen der psychophysiologicalhen Forschung für die Erkenntniß psychologischer und physiologischer Erscheinungen im engeren Sinne ist, so groß ist doch auch die Verwirrung, die durch die doppelte Bezeichnungweise hervorgerufen wird. Die für die Erforschung spezieller psychologischer und physiologischer Fragen sehr praktische, wenn auch für die letzten Fragen der Erkenntnißkritik nicht in Betracht kommende Vorstellung von einem psychophysischen Parallelismus hat leider zu dem Mißbrauch geführt, psychologische und physiologische Ausdrücke durcheinander zu werfen und beispielsweise in der Darstellung irgend einer Kausalkette rein psychische und rein physische Faktoren als Ursachen und Wirkungen mit einander in Zusammenhang zu bringen. Und doch kann, gerade auf Grund der Vorstellung eines psychophysischen Parallelismus, eine psychische Erscheinung nie die Ursache einer physischen sein, sondern nur eine Parallelererscheinung. Die Ursache eines physischen Vorganges liegt immer wieder in einem physischen Vorgang. Aber auch der kritische Forscher, der sich Dessen stets bewußt bleibt, ist in seiner Ausdrucksweise dadurch gebunden, daß wir viele Vorgänge — entweder in erster Linie oder überhaupt — nur aus der subjektiven psychischen Erfahrung kennen, während die objektiven physiologischen Parallelvorgänge ihrer speziellen Art nach zum Theil noch gar nicht analysirt worden sind. In Ermangelung ihrer Kenntniß werden daher die Lücken der physiologischen Erscheinungsreihe mit den psychologischen Ausdrücken für die parallel gedachten Glieder der psychischen Reihe ausgefüllt. Auch ist die psychologische Ausdrucksweise häufig einfacher als die physiologische. Es ist zum Beispiel viel bequemer, eine Bewegung als „willkürliche Bewegung“ zu bezeichnen, als sie umständlich eine Bewegung zu nennen, die durch Impulse

von den motorischen Sphären der Großhirnrinde verursacht wird. Immerhin hat das Alles zu erheblichen Unklarheiten in der Auffassung der Erscheinungen selbst geführt, und zwar nicht nur in dem Gebiete der Psychophysikologie im Allgemeinen, sondern ganz besonders in dem Gebiete des Hypnotismus. Daher wird das Bedürfniß dringend, die Erscheinungen der Hypnose rein physiologisch zu behandeln.

Die physiologische Erklärungsweise verfolgt als Ziel lediglich die Feststellung der objektiven Vorgänge, die den hypnotischen Erscheinungen zu Grunde liegen, und ihre Aufgabe besteht allein im Nachweis objektiver Ursachen für objektive Erscheinungen und Zustandänderungen während der Hypnose. Dabei können auch die damit parallel gedachten psychischen — Das heißt: subjektiven — Vorgänge, wenn sie besser bekannt sind als die entsprechenden Glieder der physiologischen — Das heißt: der objektiven — Kausalkette, vielfach als Wegweiser dienen. Die Ursachen der physiologischen Erscheinungen enthalten sie aber nicht; diese müssen vielmehr in anderen physiologischen Vorgängen gesucht werden, — und darin liegt die Schwierigkeit. Die physiologische Erforschung von Erscheinungen, die, wie die hypnotischen, auf Vorgänge im Central-Nervensystem zurückzuführen sind, stößt aus nah liegenden Gründen überall auf große Hindernisse. Die feinen Vorgänge im Gehirn des Menschen sind der direkten Beobachtung nicht zugänglich. Man muß daher auf Umwegen zu ihrer Kenntniß zu gelangen suchen und ist, wie überall in der Physiologie, hauptsächlich auf das Thierexperiment angewiesen. Allein wenn irgendwo, so ist hier die vorzüglichste Kritik bei der Uebertragung der Ergebnisse auf den Menschen angezeigt, — und Das ist nicht immer berücksichtigt worden.

Es lag nah, zu fragen, ob nicht das Thier ganz eben so in Hypnose versetzt werden könne wie der Mensch. Konnte diese Frage bejaht werden, so war dem objektiven physiologischen Experiment für die Erforschung der Hypnose ein weites Feld eröffnet und man durfte noch dazu erwarten, hier die Erscheinungen der Hypnose in einfacherer Form studiren zu können als beim Menschen. Die Frage ist bejaht worden und man hat für das Thier Zustände echter Hypnose in Anspruch genommen. Ob Das mit Recht geschehen ist, will ich im Folgenden prüfen.

Den Kern aller hypnotischen Erscheinungen beim Menschen bildet die Suggestion. Ohne Suggestion keine Hypnose! Psychologisch ausgedrückt, heißt Das: die hypnotischen Erscheinungen werden hervorgerufen durch Erweckung bestimmter intensiver Vorstellungen, am Leichtesten durch Worte (Verbal-Suggestion). Mit diesen Vorstellungen können andere Vorstellungen sich assoziiren. Da wir durch Vorstellungen die mannichfachsten Zustände der Psyche erwecken oder beeinflussen können, so muß selbstverständlich die Mannichfaltigkeit der hypnotischen Einzelercheinungen je nach dem Vorstellungleben des Individuums

und je nach der Art der Vorstellungen, die suggestiv erweckt werden, sehr groß sein. Physiologisch ausgedrückt, heißt Das etwa: durch irgend welche Sinnesreize — es werden hier vor Allem die Schallwellen der gesprochenen Worte in Betracht kommen (Verbal-Suggestion) — werden bestimmte Partien der Großhirnrinde erregt, die auf Affoziationswegen sich mit anderen Partien in Beziehung setzen. Von der Großhirnrinde können die verschiedensten Körperthätigkeiten innervirt werden: daher die große Fülle von objektiven hypnotischen Erscheinungen. Selbstverständlich können von der Großhirnrinde aus aber nur solche Elemente des Körpers beeinflusst werden, die mit den Zellen der Rinde direkt oder indirekt durch Nervenleitungen verbunden sind. Daher sind denn auch, wie wohl jetzt — außer von den Spiritisten — allgemein anerkannt wird, in der Hypnose niemals qualitativ andere Erscheinungen zu erzielen als solche, die auch im normalen Zustande willkürlich — Das heißt: von der Großhirnrinde aus — hervorgerufen werden können. Nur an Intensität können sich unter Umständen in der Hypnose Abweichungen von der Norm herausstellen. Ueberhaupt darf man nie vergessen, daß die hypnotischen Erscheinungen von den normalen Erscheinungen des täglichen Lebens nicht durch eine scharfe Grenze getrennt sind, daß vielmehr feine und beinahe unmerkliche Uebergänge bestehen. Das Wesentliche und Primäre in den Erscheinungen der Hypnose ist zweifellos aber immer die Beeinflussung des Zustandes der Großhirnrinde: die Suggestion. Von diesem Gesichtspunkt aus muß die Frage der thierischen Hypnose beantwortet werden.

Im Jahre 1636 beschrieb Daniel Schwendter, Professor der Mathematik und orientalischen Sprachen zu Altdorf, in seinen „*Deliciae physico-mathematicae*“ folgenden Versuch, „eine ganz wilde Hennen so zaam zu machen, daß sie von sich selbst unbeweglich still und in großen forchten sitzen.“ Man ergreife ein Huhn, setze es auf einen Tisch und drücke ihm den Schnabel zu Boden. Dann ziehe man, beim Schnabel anfangend, einen langen Kreidestrich über den Tisch und lasse das Thier vorsichtig los. Das Huhn bleibt jetzt ruhig und bewegungslos in seiner unnatürlichen Stellung sitzen. Dieser Versuch ist später von dem bekannten Jesuitenpater Athanasius Kircher in der „*Ars magna lucis et umbræ*“ (Rom 1646) — ähnlich, nur von einer naiven Abbildung begleitet — noch einmal beschrieben worden und ist jetzt, nachdem Czermak im Jahre 1872 von Neuem darauf hingewiesen hatte, in den weitesten Kreisen bekannt. Die physiologische Wissenschaft hat sich wiederholt mit dem seltsamen Phaenomen beschäftigt und Preyer, Heubel, Danilewski und Andere haben gezeigt, daß sich solche Zustände plötzlicher Bewegungslosigkeit eben so wie beim Huhn auch bei vielen anderen Vögeln, bei Amphibien und Reptilien und selbst bei einzelnen Säugethieren, wie Kaninchen und Meer-schweinchen u. s. w., experimentell hervorrufen lassen. Die Erscheinungen sind höchst überraschend. Ein Thier, das eben noch wild und unbändig, mit

heftigen Anstrengungen und Geschrei den Händen des Experimentators sich zu entwinden mühte, ist plötzlich ohne jedes Uebergangsstadium regunglos still und macht nicht den geringsten Fluchtversuch, selbst wenn man es in die abenteuerlichste Lage gebracht hat. Bläst man dann das Thier an oder klatscht in die Hände oder führt man eine hastige Bewegung vor seinen offenen Augen aus, so springt es auf die Beine und seine frühere Lebhaftigkeit ist eben so plötzlich zurückgekehrt, wie sie vorher verschwunden war.

Es ist begreiflich, daß ein so merkwürdiges Verhalten der Thiere zu den verschiedensten Erklärungsversuchen Anlaß gab. Schwendter und in unserer Zeit wieder Preyer erklärten das Benehmen der Thiere aus Furcht, Angst und Schrecken. Die Thiere seien vor Schrecken starr. Heubel glaubte, die Thiere schliefen plötzlich ein. Czermak und Danilewski aber waren bemüht, die Erscheinungen als echte Hypnose nachzuweisen, — eine Anschauung, die schließlich weite Verbreitung fand. Besonders glaubte Danilewski, aus seinen Untersuchungen der aller verschiedensten Thierarten bereits den Nachweis einer phylogenetischen Entwicklung der hypnotischen Erscheinungen in der Thierreihe führen zu können. Zwar ist beim Thier eine Verbal-Suggestion im Allgemeinen wohl schwer zu erzielen, indessen kann die Suggestion doch auch auf anderem Wege hervorgebracht werden. Danilewski nimmt daher an, daß durch die That, beispielsweise durch das Festhalten selbst, dem Thier die Vorstellung suggerirt wird, es könne sich nicht bewegen. Auch Kircher schon erklärte das Verhalten des Huhnes ganz deutlich als eine Hypnose, obgleich ihm der Begriff und der Ausdruck „Hypnose“ noch ganz fremd waren. Hätte er Etwas von Hypnose wissen können, so würde er anscheinend keinen Augenblick gezögert haben, den Zustand der Bewegungslosigkeit des Huhns als Hypnose zu bezeichnen, denn, wie schon die Ueberschrift seiner Beschreibung: „De imaginatione gallinae“ es ausdrückt, stellte er sich vor, daß das Huhn, das er anfangs gefesselt hatte, nach dem Lösen der Fesseln den Kreidestrich für die Fesselung halte und sich einbilde, es könne nicht aufstehen, auch nachdem es wieder frei geworden sei. Nach Kirchers Auffassung würde es sich also um wirkliche Suggestion handeln.

Obgleich Czermak selbst die Hypnosetheorie aufgestellt hatte, hat er aber dargethan, daß Fesselung und Kreidestricke und alles andere Beiwerk völlig überflüssig sind. In der That genügt es, das Thier plötzlich zu ergreifen, durch einen geschickten Griff in eine abnorme Lage — etwa die Rücken- oder Seitenlage — zu bringen und das Sträuben des Thieres sanft, aber sicher zu unterdrücken: dann bleibt das Thier sofort bewegungslos liegen. Dieser Zustand erzwungener Bewegungslosigkeit wird aber durch ganz bestimmte Symptome charakterisirt, die erst bei einer genauen Prüfung und bei Vergleichung vieler Thiere der selben Art bemerkt werden können. Die Haltung der Thiere in

ihrer Bewegungslosigkeit ist nämlich durchaus nicht regellos, sondern folgt einer bestimmten Gesetzmäßigkeit, die von der Art und Weise des Ergreifens und Festhaltens und außerdem noch von der Lage abhängig ist, in die man das Thier versetzt hat. Macht man den Versuch beispielsweise mit einem Meer-schweinken, so sieht man bei der selben Weise des Ergreifens, Umdrehens und Festhaltens in der Rückenlage, daß das Thier stets die charakteristische Stellung und Haltung des Rumpfes, des Kopfes und der Extremitäten annimmt, die es nöthig hat, um sich in die gewöhnliche Lage zurückzusetzen. Hindert man das umgedrehte Thier nicht am Aufstehen, so erfolgt die Lagekorrektur — Das heißt: die Rückkehr in die normale Körperlage — momentan und mit maschinenmäßiger Sicherheit. Unterdrückt man diese Rückkehr, so bleibt das Thier plötzlich, gewissermaßen wie versteinert, mitten in seinem Versuch des Aufstehens stecken und verharrt in der auffälligen Stellung. Dabei ist ein weiteres Symptom bemerkbar. Die Muskeln und Muskelgruppen, die die Lagekorrektur auszuführen im Begriff waren, sind mehr oder weniger starr geworden und verbleiben in einer mittelstarken, krampfartigen Kontraktur. Anders wären die monströsen Stellungen und Haltungen, die man bei diesen Versuchen erzeugen kann, auch nicht gut denkbar. Steht das Thier dann auf, sei es spontan, sei es auf Anblasen, Berührung oder Schalleindrücke und Dergleichen, so innervirt es die in Betracht kommenden Muskeln zu einer plötzlichen Kontraktion, — und diese Kontraktion bringt das Thier auf die Beine.

Der Vorgang der Lagekorrektur und die Erhaltung der normalen Körperlage erfolgt bei den Thieren rein reflektorisch. Nur unter besonderen Umständen wird die Lagekorrektur durch motorische Impulse von der Großhirnrinde her beeinflusst. Im Uebrigen ist das centrale Gebiet des Lagerreflexes in den tieferen Abschnitten des Gehirnes lokalisiert, beim Frosch in den basalen Theilen des Mittelhirnes, bei Vögeln und Säugethieren höchst wahrscheinlich im Kleinhirn. Der Lagerreflex findet daher auch bei Thieren, denen das Großhirn extirpirt worden ist, noch mit der selben Sicherheit und Geschicklichkeit statt wie bei unversehrten Thieren. Ein Reiz für die Erregung des Lagerreflexencentrums ist durch jede Veränderung der normalen Körperlage gegeben. Sie wird auf dem reflektorischen Wege mit maschinenmäßiger Sicherheit kompensirt; verhindert man aber die Lagerreflexbewegungen, nachdem man das Thier in eine abnorme Lage gebracht hat, so wird das Lagerreflexcentrum dauernd erregt, und zwar so lange, wie die abnorme Lage andauert. Der Ausdruck dieser dauernden Erregung des Centrums ist dann natürlich auch an den Muskeln bemerkbar, die in diesem Falle nicht nur die einmalige Kontraktion ausführen, die das Thier wieder auf die Beine bringt, sondern in einer dauernden Kontraktur verharrten müssen, so lange das Lagerreflexcentrum erregt ist. Das heißt: so lange die abnorme Lage andauert.

Der Lagerreflex erstarrt also gewissermaßen. So kommt der Zustand der Bewegungslosigkeit zu Stande: sozusagen ein steckengebliebener Lagerkorrektionsversuch.

Die Probe auf die Richtigkeit dieser physiologischen Erklärung der sogenannten thierischen Hypnose liegt in dem Verhalten von Thieren, deren Großhirn man entfernt hat. Mit Hühnern, denen das Großhirn fehlt, kann man das Experimentum mirabile genau so gut ausführen wie mit unverletzten Hühnern, ja, sie bleiben sogar durchschnittlich länger in ihrer monströsen Lage liegen, weil bei ihnen eine Lagerkorrektion vom Großhirn her völlig ausgeschlossen ist. Dabei zeigen die großhirnlosen Hühner ebenfalls die charakteristischen Symptome der Haltung und des Muskelzustandes. Auf Anblasen oder Anstoßen springen sie endlich wieder auf die Beine und kehren prompt in ihre gewöhnliche aufrechte Stellung zurück.

Aus diesen Experimenten geht mit unzweideutiger Sicherheit hervor, daß die eigenthümliche Bewegungslosigkeit der Thiere in abnormen Körperlagen lediglich eine Reflexerscheinung ist, die auf einer dauernden Erregung des Lagerreflexencentrums in den tieferen Gehirnabschnitten beruht, und daß die Großhirnrinde an dieser Erscheinung in keiner Weise aktiv betheiligt ist. Dieser Umstand ist aber von entscheidender Bedeutung für die Frage der thierischen Hypnose. Ohne Suggestion keine Hypnose: ohne Großhirnrinde keine Suggestion: also ohne Großhirnrinde keine Hypnose. Der Zustand der erzwungenen Bewegungslosigkeit der Thiere hat nichts mit der menschlichen Hypnose gemein.

Man könnte indessen an einen Einwand gegen diese Beweisführung denken. Wenn die Großhirnrinde bei einem normalen Huhn nicht aktiv an dem Zustandekommen der Bewegungslosigkeit betheiligt ist, so kann sie doch passiv daran Antheil nehmen, indem sie gerade durch ihre Unthätigkeit das Andauern dieses merkwürdigen Zustandes gestattet, — und Das ist in der That der Fall. Unter normalen Verhältnissen wird ein Thier eine abnorme Lage, die durch den Lagerkorrektionsreflex nicht kompensirt werden kann, durch motorische Impulse von der Großhirnrinde her zu corrigiren suchen. Wenn Das nicht geschieht, wird man annehmen müssen, daß die motorischen Sphären der Großhirnrinde gehemmt sind. Eine derartige Hemmung ist auch ohne Weiteres verständlich. Sie kommt offenbar durch die abnormen und intensiven Sinnesindrücke zu Stande, die dem Thier durch das Ergreifen und Festhalten zugeführt werden, und hat in unserem täglichen Leben unzählige Analoga. Plötzliche starke Sinnesindrücke, zum Beispiel Gesichtseindrücke, sind bei jedem Menschen, wie auch bei jedem Thier, im Stande, Bewegungen und Handlungen, die im Ablauf begriffen sind, plötzlich zu hemmen. Sie veranlassen uns, mitten in einer Thätigkeit stehen zu bleiben. Beispiele sind Jedem aus eigener Erfahrung bekannt. Die Erscheinung ist auf ein in unserem Centralnerven-

system weit verbreitetes physiologisches Prinzip zurückzuführen. Es sind nämlich sehr viele Nervencentra in der Weise mit einander verknüpft, daß die Erregung des einen Centrums eine im anderen bestehende Erregung hemmt oder eine noch nicht bestehende Erregung am Eintritt hindert. Aus unserem subjektiven Leben ist das bekannteste Beispiel dieser Art die Thatfache, daß ein Gedanke den vorhergehenden auslöscht. Wir können nie zwei Gedanken gleichzeitig haben. Entsteht der eine, so verschwindet der andere, taucht der andere wieder auf, so verschwindet der frühere. Es ist nach diesem neuropathologischen Prinzip sehr begreiflich, daß die starken sensorischen Eindrücke, die den Thieren in ihrer abnormen Lage zufließen, eine Intervention der motorischen Rindensphären im Sinne der Lagekorrektion direkt hemmen und verhindern. Allein in dieser Hemmung der motorischen Rindensphären liegt durchaus nichts, was uns veranlassen könnte, die Bewegungslosigkeit der Thiere für einen Hypnose-Zustand zu halten. Wenn auch in der Hypnose Hemmungszustände der Großhirnrinde häufig eine große Rolle spielen, so gestattet Das noch nicht, alle Fälle von Hemmungerscheinungen als Hypnose anzusprechen. Man müßte dann geradezu während des ganzen Lebens fortwährend aus einer Hypnose in die andere fallen!

So führt eine physiologische Analyse der eigenthümlichen Zustände erzwungener Bewegungslosigkeit bei Thieren zu dem negativen Ergebnis, daß diese so vielfach als „thierische Hypnose“ angesehenen Erscheinungen in keinem engeren Zusammenhang mit den Zuständen der menschlichen Hypnose stehen als viele andere physiologische Erscheinungen des täglichen Lebens. Wir können also aus ihnen nichts für das Verständnis der hypnotischen Erscheinungen beim Menschen entnehmen. Immerhin wäre es voreilig, diesen einzelnen Fall zu verallgemeinern und die Möglichkeit jeder thierischen Hypnose sofort zu leugnen. Dazu reichen die bisherigen Erfahrungen zweifellos noch nicht aus. Im Gegentheil: daß bei Thieren, namentlich bei höheren —, um noch einmal die psychologische Ausdrucksweise des täglichen Lebens anzuwenden — auf den verschiedensten Wegen Vorstellungen zu erzielen sind, kann nicht wohl bestritten werden. Sollte es also unmöglich sein, durch Suggestion bei ihnen hypnotische Zustände hervorzurufen? Vielleicht sind solche Zustände nur schwer erkennbar; sind doch auch die Zustände der Hypnose beim Menschen nicht immer mit Sicherheit zu diagnostizieren.

Jena.

Professor Dr. Max Verworn.



## Die Altersgrenzen im Offiziercorps.

**I**n der französischen und in der russischen Armee hat man in neuester Zeit eine Verjüngung des Offiziercorps unternommen. Im russischen Heere ist sie durch Ukas vom fünfzehnten Juli verfügt worden, nachdem die sehr niedrigen Offizier-Gehälter und Pensionen aufgebessert worden waren. Die Altersgrenze für Subalternoffiziere und Hauptleute wurde von 55 und 56 auf 53 Jahre, die der Oberstlieutenants von 60 auf 58 Jahre herabgesetzt.

Auch diese Altersgrenzen erscheinen uns Deutschen noch sehr hoch; denn durchschnittlich werden bei uns Hauptleute mit 41 Jahren und Stabs-offiziere einschließlich der Oberstlieutenants mit 48 Jahren pensionirt. In Frankreich beabsichtigt Gallisset, mit Zustimmung des Ministerrathes, die Altersgrenze für Divisionäre von 65 auf 62 Jahre, für Brigade-Generale von 62 auf 60, für Obersten von 60 auf 58, für Oberstlieutenants von 58 auf 56, für Bataillonskommandeure von 56 auf 54, für Hauptleute von 53 auf 52 und für Lieutenants von 52 auf 50 Jahre herabzusetzen.

Selbst wenn die Kammer diese Herabsetzungen genehmigt, werden also auch in Frankreich noch erheblich weiter gezogene Altersgrenzen als in Deutschland bestehen: für die Corpscommandeure 2 Jahre, die Divisionäre 4, die Brigadegenerale 5, die Obersten  $6\frac{1}{2}$ , die Oberstlieutenants 8, die Majore 6 und die Hauptleute 11 Jahre. Das Durchschnittsalter für die Pensionirung von Lieutenants bei uns läßt sich bei dem Fehlen einer Statistik nicht feststellen; jedenfalls sind aber Lieutenants von 53 und 50 Jahren, wie sie auch bei den neuen Altersgrenzen in Rußland und Frankreich möglich sind, im deutschen Heer außer in den Invalidenhäusern und bei der Schloßgardes-compagnie nicht zu finden.

Diese Unterschiede drängen dem Betrachter die Frage auf, ob nicht vielleicht auch für das deutsche Offiziercorps, unter Aufhebung der diskretionären Verabschiedung, eine gesetzliche, höhere Altersgrenze als diejenige des jetzigen durchschnittlichen Pensionirungsalters — wenigstens für die mittleren und höheren Chargen — geboten wäre.

Wenn die beiden Armeen, die am Meisten mit dem deutschen Heere wetteifern, in dem höheren Alter ihrer mittleren und höheren Chargen einen Nachtheil fänden, so würden sie unbedingt schon längst auf die Altersgrenzen des deutschen Offiziercorps herabgegangen sein. Aber auch für die deutsche Armee liegt kein triftiger Grund vor, ihre Hauptleute, Stabs-offiziere und Obersten im besten Mannesalter zwischen 41 und 51 Jahren zu pensioniren.

Der Offizier kommt heute bei der Infanterie etwa als zweiunddreißig-  
†) haxjog. Spuatpawm. . . . .  
 fang des Dienstes gewachsen sind, wird Das vollständig dadurch ausgeglichen,

daß in früheren Zeiten der Hauptmann oder Stabsoffizier erst mit etwa vierzig Jahren beritten wurde. Ueberdies sind die gesammten Existenzbedingungen des modernen Offizierlebens hygienisch günstiger geworden. Weßhalb daher gerade das deutsche Offiziercorps, das seinen Beruf mit größter Hingebung und bestem Erfolge pflegt, unter empfindlicher Schädigung Derer, die es angeht, und unter drückender Belastung der Steuerzahler, so rasch erneuert werden muß, wie Das heute geschieht, ist nicht einzusehen. Wenn selbst in dem autokratisch regirten Rußland gesetzliche Altersgrenzen bestehen, und zwar Grenzen, die die Offizierlaufbahn zu einer solchen machen, die die besten Jahre des Mannes von vorn herein vollständig auszufüllen bestimmt ist, ohne daß man darin eine Gefahr für die Armee oder die Selbstherrlichkeit des obersten Kriegsherrn erblickte, und wenn gesetzlich normirte Altersgrenzen in der französischen, italienischen, rumänischen und in vielen anderen Armeen bestehen, so dürfte es angezeigt sein, in Deutschland diese Beispiele nachzuahmen. Durch ein *Moancement* außer der Reihenfolge bleiben doch immer Mittel und Wege genug, besonders begabte Offiziere rechtzeitig in höhere Stellungen und überhaupt den rechten Mann an den rechten Platz zu bringen. Außerordentliche Talente würden auch dann noch gebührend berücksichtigt werden können und die Durchschnittsbegeabung könnte durch die gesetzlichen Altersgrenzen vor verfrühter Verabschiedung geschützt sein. Namentlich Süddeutschland würde diese Neuerung mit Genugthuung begrüßen und allgemein würde die größere Sicherheit der Berufsexistenz die Freude am Dienst erhöhen.

Auch das künftige Maß der heutigen Pensionssätze spricht für eine Reform. Wenn der Hauptmann mit einundvierzig Jahren verabschiedet wird, erhält er bei einundzwanzigjähriger Dienstzeit 2300 Mark, eine Summe also, die ihn, auch wenn er keine Familie hat, bei standesgemäßer Lebensweise gerade vor dem Verhungern schützt. Bei vierzigjähriger Dienstzeit beträgt das Maximum der Pension beim Hauptmann 3997, beim Stabsoffizier 5135 Mark, wird aber bei den heutigen raschen Pensionirungen von keinem Einzigen erreicht. Endlich: keine andere Beamtenkategorie im Staat ist in ihrer gesammten Existenz so völlig von der diskretionären, geheimen Beurtheilung der Vorgesetzten abhängig wie die Offiziere; und es scheint endlich an der Zeit, diesem aus der Zeit des schrankenlosen Absolutismus herrührenden System ein Ende zu machen.

Will man, unter allen Umständen, auf jüngeren Jahrgängen bestehen, so dürften um etwa ein bis zwei Jahre niedrigere gesetzliche Altersgrenzen als die für die französische Armee geplanten in Vorschlag zu bringen sein.

Dresden.

Oberstlieutenant Rogalla von Bieberstein.



## Des Teufels Rache.

**I**n einer mitteldeutschen Haupt- und Residenzstadt, am Ende der Alsenstraße, lag zurückgebaut, in vornehmer Abgeschlossenheit hinter einem gußeisernen Gitter und mitsammt den Nebengebäuden umlaubt von Linden und Rüstern, das Alexandrinen-Krankenhaus. Der Neugierige sah zuweilen an den Fenstern die Diakonissinnen austauschen in ihren schmalen Häubchen und weißen Schürzen über dem blauen bauschigen Gewand; wenn die Sonne schien, pflegte wohl auch ein Genesender den Arm auf die Fensterbrüstung zu stützen und nach dem Straßenge triebe sehnüchtig hinüberzuschauen. Nur an Sonn- und Feiertagsabenden wandelten die jungen Schwestern untergefaßt in verstoßenem Gelaude durch die Laubgänge des Gartens.

Das Krankenhaus war durch Zweierlei berühmt: durch die Fehlmigkeit seiner Oberin Elisa Freitin von Epohe und durch die schlechten Erfolge seiner Chirurgie. Wenn der Sanitätstath Schmedjabel, die eine Hand in die andere reibend, mit einem ergebungsvollen Augenaufschlag begann: „Es hat dem Herrn schon wieder einmal gefallen,“ . . . so wußte Elisa ganz genau, daß irgend eine Amputation übel verlaufen war. Doch obwohl sie es lange nicht verwinden konnte, daß bei einem Zusammenstoß auf dem Bahnhof viele Verunglückte noch mit dem letzten Aufgebot ihres Athems geschrien hatten: „Rein, . . . nicht nach dem Alexandrinenhaus!“, so waren doch zwei Gründe für sie ausschlaggebend, keinen Wechsel in der Leitung eintreten zu lassen: daß nämlich Schmedjabel alle Sonntagsandachten mitmachte und daß er bei seinen Operationen die Pombärmel nicht herausstreichte wie die rohen Chirurgen der Univeritätsklinik. Freilich: die jungen Assistenten hatten bissige Bemerkungen dafür, daß ihr verehrlicher Chef sich an die moderne Idee der Reinlichkeit in der Chirurgie nicht gewöhnen konnte, und pflegten ihm nachzuahmen, wie er am Operationstisch mit einem grazidosen, gewiß noch aus der Gymnasialzeit herstammenden Handgriff einmal durch seine lange geklützte Mähne und unmittelbar danach durch die Wunde des Kranken fuhr. Viele der Operirten bekamen Wundfieber, die Hälfte davon starb, „durch Gottes Fügung“, wie im Jahresbericht zu lesen war; und so geschah es, daß eines Tages die chirurgische Abtheilung verwaist dastand, weil der Assistentenarzt Knoll und Fall gekündigt hatte und Schmedjabel selbst an seinem üblichen Sichtanfall darniederlag, der sechs Wochen anhielt.

Was thun? Nicht jeder Jünger Askulops war geeignet für den Dienst im Alexandrinenhaus. Stets waren vierzig schweesterliche Pantoffelpaare gezücht, um den ungewandten Kenning unterzukriegen, und auf „Sittlichkeit“ mußte ganz besonders gesehen werden, seit vor wenigen Jahren ein Wolf im Lämmerstall einen lichernden, weltlichen Ton eingeführt hatte, so daß nicht nur sämmtliche Novizen, sondern auch zwei geprüfte „Korridorsschwestern“ nach Außen-Stationen versetzt werden mußten. In der ersten Noth versuchte der, wie gewöhnlich, messerscheue Chef der inneren Abtheilung, in die Bretsche zu springen, und führte im Schweiß seines Angesichtes einen Bruchschnitt aus, der zwei volle Stunden dauerte und die chloroformirende Oberin fast zur Verzweiflung trieb. Dann aber häuften sich Arbeit und Verantwortung so sehr, daß nach dreitägigem vergeblichem Um-

herfahren, Schreiben und Telephoniren Alles erleichtert aufathmete, als es hieß: „Ein Chirurg ist da.“

Niemand wußte, woher er kam; Niemand hatte ihn empfohlen. Wie aus dem Boden gewachsen, stand er plötzlich im Vorzimmer und bat um die vakante Stelle. Der verwirrte Innere fragte nach Zeugnissen. Die seien unterwegs. Wie er denn heiße?

„Dr. Teufel,“ sagte der Fremdling.

„Das ist aber gar kein Name für unsere Anstalt,“ rief der entsetzte Tugendwächter. Er eilte zur Oberin. Sie hörte die verhängnißvollen Laute, kreischte auf, eilte dem Geheimrath voran ins Wartezimmer, hob ihr Augenglas und starrte entsetzt und neugierig dem Teufel ins Gesicht.

Dieser stand verlegen da und lächelte. Er hatte im Augenblick nichts Dämonisches an sich, gar nichts: Das mußte auch die Oberin zugeben. Roth-blondes krauses Haar umgab seine nicht allzu hohe Stirn, das Gesicht war über und über sommersprossig, die Nase lang und schmal, der Mund fein und schnurrbärtig. Man hätte, trotz einigen „Schmissen,“ den Ausdruck dieses Gesichtes gutmüthig nennen können, wenn nicht ein eigenthümliches, vom rechten Auge quer zum linken Mundwinkel hinüber spielendes Licht einen fuchssartigen Zug hineingebracht hätte.

Was half es? Ob ihm zu trauen war oder nicht: die Oberin mußte Ja sagen, — und durch die Reihen der Novizen ging ein verhöhlertes Flüstern: „Wißt Ihr schon? Der Teufel ist im Haus.“

Es währte nicht lange, so zeigte er seine Krallen. Zwar die Vormittagsvisite und auch die Poliklinik, in der unbemittelte Kranke der Stadt unentgeltlich behandelt wurden, ging ohne Störung vorüber. Dr. Teufel arbeitete mit der sicheren Hand eines Vielgeübten, aus Befehlen Gewöhnten und hatte doch für jeden Patienten ein freundliches Wort. Aber um ein Uhr, während Alles sich zu Tisch setzen wollte, erscholl plötzlich die Rothglocke: ein Schwerverletzter war eingeliefert worden und in wenigen Minuten füllte sich der Operationsaal. Schwester Christine, breitschulterig und sinnbädig wie Dr. Martin Luther, hantirte mit Instrumenten und Schwämmen, goß die Wunden in die richtigen Behälter und überwachte den ganzen Betrieb mit chirurgischem Feuereifer. Der Kranke wurde zurechtgelegt, die Chloroformkappe bereit gehalten. Als die Oberin eintrat, stand der Teufel mit einer reinen Schürze und aufgekrämpften Hemdärmeln da und erklärte, daß sofort amputirt werden müsse. Elisa von Spohr maß ihn mit einem Dulderblick und stütete in langgezogenen Tönen: „Gedenken Sie denn . . . in diesem Kostüm . . . zu arbeiten?“

„Gewiß.“

„Wozu denn aber ohne Kermel?“

„Kermel sind Staubfänger.“

„Die Arme doch auch.“

„Freilich. Aber meine Arme brauche ich nur in die Sublimatlösung zu tauchen, so sind sie wieder desinfiziert. Mit Kermeln kann man so nicht herumpatzen.“

„Wir haben aber niemals . . .“

„Der Kranke blutet. Fertig!“

Vor der Rogel dieser Thatfache verstummte der Widerspruch. Die Oberin, innerlich empört, bezwungen durch einen kräftigeren Willen, griff nach dem Chloroform, um die Narkose zu leiten, und präsidirte zu Häupten des Daliegenden mit der allerfeierlichsten anklagenden Miene, deren sie fähig war. Die Amputation ging glatt vor sich. Selbst die beiden jungen Schwestern, die Schwämme zureichend oder kleinere Hilfen zu leisten hatten und sonst gern ein Wenig zerstreut waren, verwandten heute kein Auge von der Arbeit. Der Teufel, oberhalb der aufgerollten Hemdärmel, straffte einen mächtigen bioops und vollends am Unterarm zeichneten sich bei jeder Bewegung die einzelnen Muskelstränge ab, als wären sie aus dicken Seilen zusammengedreht. Den Operirten nahm er wie ein Wickelkind auf und trug ihn die Treppe hinauf in sein Bett.

Die Oberin, ohne nur ein Wort an ihn zu richten, einer Vertrauten zuwendend, strebte zurück in ihre Gemächer, um das nun Wichtigste, die Ausarbeitung eines Kriegsplanes, ohne Säumen zu beginnen. Aber schon zählte der Feind auch Anhänger. Das chirurgische Herz der Schwester Christine hatte kapitulirt und sämtliche Notizen liefen sich für ihn die Taschen ab. Athemlos, mit leuchtenden Blicken, brachten sie, was er gewünscht hatte. Die ganzen mittleren Semester trugen am nächsten Morgen ihre weißen Hauben kokett nach hinten gerückt, und wenn sie wie zufällig über den Hof an den Fenstern des Doctors vorüber schritten, bemerkte der Assistent der Inneren, ein sehr frommer junger Mann, der jedoch den vollen Gebrauch seines Augenlichtes hatte, wie Einzelne sich plötzlich in den Häuten wiegten und vor der großen Regenlache das Mädchen reichlich einen Boll höher schürzten als am Tag vorher.

Es sollte noch viel schlimmer kommen.

Das Juwel der ganzen Anstalt war Schwester Marie. Als blutjunges, verwaisetes Pastorenkind in den Orden eingetreten, hatte sie seit Jahren den Fuß nicht mehr in die Außenwelt gesetzt. Sie war in jedem Dienst geschickt und wegen der schwärmerischen Liebe, mit der die Kleinen an ihr hingen, der Kinderabtheilung vorgefetzt worden. Als Dr. Teufel am ersten Nachmittage eintrat, saß sie wie Madonna della Sedia, ein hilfloses Bübdchen auf dem Arm, mitten im Zimmer und blickte mit den dunkeln, unschuldig fragenden Augen eines Nebes den Kommenden an. Der Teufel stutzte. Noch niemals schienen ihm die weißen Bänder der Schwesternhaube ein so liebliches Dual umrahmt zu haben. Sein Blick klammerte sich an ein rosiges Ohrkläppchen, das unter der Haube hervorlachte. „Was fehlt dem Kleinen?“ fragte er, um Etwas zu sagen.

„Ach“, erwiderte Marie, sich erhebend, „er ist an den Beinchen gelähmt, vom Zahnen her. Ein so gutes Kind!“ Damit reichte sie ihm das kleine Bündel hin und der Teufel stand plötzlich als Kinderfrau da, von sehr widerstreitenden Gefühlen bewegt.

„Wir müssen an die Arbeit“, rief er und gab das Kind zurück. „Warum brüllt der Schwarzkopf dort so fürchterlich?“

„Der ist am Anie resejirt. Die Kanüle muß heute herausgenommen werden. Er fürchtet sich so vor der Kornzange.“

„Das hat er doch nicht nöthig.“

„Nicht?“

„Haben Sie ein Wischen Seide?“

„Hier.“ Sie stellte mit linker Hand alles Nöthige bereit. Eine dicke Gummikanüle ging mitten durchs Knie. Teufel verband die beiden herausstreckenden Enden mit einem Seidensaden und zeigte, wie durch bloßes Anziehen des Fadens die Kanüle hervorgeholt, gesäubert und wieder in ihre alte Lage hineingezogen werden konnte, ohne daß mit Instrumenten im Inneren der Wunde herumgestochert zu werden brauchte. Das Kind, das nur vor der Kornzange Angst gehabt hatte, beruhigte sich und auf Mariens Gesicht lag es wie Sonnenschein, weil man einem ihrer Lieblinge Schmerz erspart hatte. Zutraulich und eifrig schritt sie neben ihrem Meister von einem Bett zum anderen, suchte allerlei Belehrung und streckte am Schluß der Visite mit den bittenden Worten: „Vielleicht, Herr Doktor, wissen sie auch Etwas für mich?“ ihm ihre beiden Hände entgegen. Er nahm, tief in Gedanken, ihre Rechte, die, schmal und mit schlanken Fingern, einst gewiß zart und frisch gewesen, jetzt geröthet und zer-sprungen war, betrachtete die tief einschneidenden Risse und fragte ganz nebenbei:

„Wie alt waren Sie, als Sie Diakonissin wurden?“

„Sechzehn.“

„Und wie lange sind Sie an der Arbeit?“

„Neun Jahre.“

„Und versehen die Abtheilung ganz allein?“

„Das ist doch selbstverständlich.“

„Scheuern, puhen, waschen?“

„Die scharfen Karbolsäuren sind wohl das Schlimmste.“

Der Teufel sah ihr tief in die Augen, sagte kurz: „Ich will Etwas für Sie finden“ und schritt hinaus.

„Adieu, Onkel Doktor!“ riefen die Kinder hinter ihm drein.

Als er am anderen Tage wiederkam, war an Marie die Reihe, zerstreut zu sein. Sie erröthete, hatte den Irrigator nicht bei der Hand, schämte sich ihrer Vergeßlichkeit, blickte unter langen seidenen Wimpern immer nur halb empor, holte tief Athem, bevor sie antwortete, — und so kam es, daß, als im Neben-zimmer ein isolirt liegendes, frisch operirtes Kind zu verbinden war und sie von der einen, der Doktor von der anderen Seite des Bettchens her über den Patienten gebeugt standen, der viele Kubikmeter fassende Raum für zwei verhältnißmäßig nur kleine Köpfe plötzlich nicht mehr ausreichte. Sie stießen mit den Stirnen an einander, bogen ein Wenig aus, dann, wie zwei Schiffe, die einander entern, legte sich Wange an Wange, — und mit einer schnellen Bewegung küßte der Teufel ein rosiges Ohrfläppchen, dicht am weißen Haubenband.

„Herr Doktor?“ rief Marie zurückfahrend.

„Sie verschieben die Binde!“ sagte der Teufel trocken.

Bestürzt machte sie sich wieder an die Arbeit. Als der Verband fertig war, richtete sich der Bube hoch auf, nahm mit einem festen, etwas schlauen, doch nichts weniger als schuldbehafteten Blick von ihr Abschied und war verschwunden.

Marie aber stand noch lange, die Linke aufs Herz gepreßt, mit der Rechten die Augen beschattend, zitternd da und wußte nicht, wie ihr geschehen war.

Die Oberin ahnte wohl kaum, daß eins ihrer liebsten Bäume bereits in den Klauen des Wiberjähers schmachtete, als ein Zwischenfall eintrat, der die

Dinge schnell zur Krisis führte. Im zweiten Stock lag ein fünfzehnjähriges, lebenswürdiges Mädchen, das nach schwerem Typhus eben fieberfrei geworden war, hilflos. Die Korridorsschwester, die es gut meinte, nahm die Kleine eines Tages auf den Arm, schleppte sie ins Bad, setzte sie hinein, wusch sie und trug sie wieder zurück. Auf dem Heimweg zur Stube ging der Kranke der Puls aus, und als sie im Bett lag, galt sie der erschrocknen Pflegerin für tot. Die Klingel ging, alle Schwestern vom Korridor kamen hervor, eine Novize wurde schnell zum Pfarrer geschickt, die übrigen knieten um das Bett herum und sangen die Vitanei.

Da begegnete die Novize auf der Treppe dem Teufel.

„Wohin?“ rief er.

„Ach, denken Sie nur, Herr Doktor: die Annie ist gestorben.“

„Wie denn?“

„Im Bade.“ Damit lief sie weiter.

Der Doktor kannte die Kranke. Er war gestern auf Wache gewesen und die Schwestern von der Inneren, die auch gern mal mit dem Teufel zu thun haben wollten, hatten ihn gerufen. So sprang er die Treppe hinauf, trat ein und schmetterte nach einem Blick, nach einem Hinfühlen mitten in den Gefang hinein:

„Die Beine hoch!“

Die Schwestern, in heller Empörung, fuhrn auf: da hatte er schon die Haden der Scheintoten emporgehoben und sie der Nächsten am Fußende in die Hand gedrückt. Er selbst sprang ans Kopfende, riß die Kissen heraus, so daß der Kopf tief zu liegen kam und begann, „künstliche Athmung“ einzuleiten.

„Wir singen doch die Vitanei!“ protestirte die Korridorsschwester.

„Unsinn!“ rief der Teufel, „Das passirt immer, wenn man Typhusranke zu früh aufrichtet. . Da wird das Hirn blutleer. . Da muß man das Blut wieder hineinleiten und die Ohnmacht hört auf.“ Damit hebelte er die Arme bald nach vorn, bald nach hinten, den Brustkorb wie in der Athmung ausdehnend und leerend, und während die Verbuchten noch rathlos die Hände zusammenschlugen und einander kopfschüttelnd anblickten, war schon pfeisend die erste Luft-einziehung zu hören.

„Da!“ rief der Teufel. „Wir kriegens!“ Als die Oberin mit dem Pfarrer hereinkam jappte das arme Kind schon wieder; bald war die Athmung, wenn auch schwach, doch regelmäßig; das Herz schlug dem kommenden Leben entgegen. Dr. Teufel empfahl sich still und bescheiden. Die Oberin aber, ohne ein Wort des Dankes zu äußern, begleitete seinen Abgang mit einem Blick, der deutlich sprach: „Es ist unverzeihlich, was Du gethan hast. Unter dem guten Schmecksäbel würde Das nicht passirt sein!“

Nun begannen die offenen Feindseligkeiten: die lieblose Küchenschwester kränkte den Teufel mit alter Butter und hartem Rindfleisch; bald vor dieser, bald vor jener Thür seiner Station sollte er warten, weil Andacht sei; beim Chloroformiren ließ die Oberin sich vertreten, wodurch sie ihre höchste Nichtachtung auszubringen glaubte; der Geheimrath aber fragte schon am nächsten Mittag nach der Besite kurz und gut:

„Wie lange denken Sie noch bei uns zu bleiben?“

Dr. Teufel trat einen Schritt zurück und erwiderte: „Bin ich im Weg?“



und mit einem Balkon versehen war, von dem eine kleine Feuertreppe zur Veranda vor der Kinderstation und von da in den Garten hinabführte. Hier wurde kurzer Striegstath gehalten, dann trennten sich die beiden Verschworenen bis zum Wiedersehen.

Sternlos zog die Nacht herauf. Als Elisa Frein von Spahr gerade beschäftigt war, ihre umfangreiche Jungfräulichkeit in schneeweißes Vinnen zu hüllen, fuhr sie, auf der Bettkante sitzend, wie von einer Nadel gestochen zusammen. Was bedeutete Das? . . . Zuft über ihr ein Stampfen, schlürfende Tritte und wahrhaftig, . . . das leise Klängen war ja . . . ein Walzer! Sie schellte heftig. Die Vertraute kam und mußte das unmdglich Scheinende bestätigen.

„Das ist auf Nr. 13!“ rief sie.

„Sofort hinaus!“ krächte die Oberin, machte sich eilends fertig und trat, gefolgt von ihrer ganzen Adjutantur, den Gang nach oben an. Vor der Thür von Nr. 13 blieb die Gruppe stehen und lauschte, mit langen, entsetzten Gesichtern. Innen Gesichter, die Klänge einer Spielbofe, dazu deutlich getanz und gesungen:

„Siehste wohl, da kommt er,  
Große Schritte nimmt er . . .“

„Oeffnen!“ rief die Oberin und rüttelte vergebens an der Thür. „Auf! . . .“

Sogleich ließ innen das Singen und Tanzen nach. Man versuchte, vom Zimmer der Ohrenkranken aus vorzudringen, aber auch hier erwies sich die Thür als verschlossen. Während in fiebernder Aufregung berathen ward: „Was nun?“ erloschen plötzlich auf dem Korridor sämmtliche Glühlampen, es wurde stockdunkel, und nur am Fußboden flammte es phosphoreszirend von hufartigen Spuren. Ein Ausruf folgte: „Der Teufel!“ Und mit wankenden Knien stürzte die ganze Schaar der Mittelstufe zu, um, Eine an der Anderen sich haltend, die sicheren Räume des Erdgeschosses wieder zu gewinnen.

Das Abdrehen der Leitung war Dr. Teufels letztes Werk. Ohne Störung erreichten er und seine Braut das Gartengitter, an dessen Außenseite ein Freund mit seiner jungen Gattin, die vor Aufregung über die romantische Flucht bebte, das Paar empfing und zu einem kleinen Verlobungsmahl nach seiner nahen Wohnung entführte.

Die Schreckensnacht blieb noch lange Jahre im Alexandrinenhause Gesprächstoff für die Dämmerstunden. Die kleinen Novizen, wenn sie davon hörten, dachten seufzend: „Ob solch ein Teufel wohl jemals wiederkommt? . . .“ Berthilde ward, trotz kaltblütigem Beugnen, nach Hause zurückgeschickt — was sie längst wünschte —, Marie aber nach Jahren von einer „Außen-Schwester“ im Thüringischen als muntere Doktorsfrau angetroffen. Sie war überglücklich, mit ein paar kraushaarigen Hauben an der Hand. Nur die älteren Jahrgänge schüttelten, wenn auf sie die Rede kam, ihre Hauben und brumnten unversöhnt: „Sie hat sich dem Teufel ergeben!“ . . .

Mannheim.

Dr. Robert Heffen.



## Alexander Petöfi.

Am Februar des Jahres 1844 tauchte ein Wanderschauspieler von defektem Aeußeren in Pest auf, in einem verblühenen, abgenützten Tuchmantel, mit einem langen, geglätteten Schlehenstod und mit einem Band Gedichte. Elend und Poesie, die graue Wirklichkeit und glänzende Träume, eine öde Gegenwart und stolze Phantasiegebilde: Das war bisher das Leben dieses Mannes gewesen. Jetzt beherrschte ihn „die Empfindung des Kartenspielers, der sein letztes Geld einsetzt, — auf Tod oder Leben.“ Er siegte. Börösmarty verschaffte ihm einen Verleger, der Name Alexander Petöfi löste sich langsam aus dem Dunkel. Und nach fünf Jahren, die reich an Gefühls- und Stimmungswechsel waren, verschwand er, wie ein Komet verschwindet, „dessen Glanz nach Jahrhunderten die Völker wieder schauen, bewundern.“

So kurz dieses Leben war, so sehr es einem Traume glich: in den wunderbaren Liedern Petöfis leben unfert Gefühle, pocht unser Schmerz, seufzt unser Kummer; unser Zweifeln gährt in ihnen und unsere Vaterlandsiebe durchglüht sie. Wir sehen ihn im Geiste vor uns, mit seinem gelbbraunen Antlitz, seinen leuchtenden, schwarzen Augen, seiner freien Stirn und der römischen Nase, mit seinen dichten, wirren Haaren, als ob er noch lebte und sein Wort hören ließe, sein Liebesleid klagte und sein Volk lehrte, wie man leben und, wenn es sein muß, sterben soll: fürs Vaterland.

Petöfi war kein Wunderkind, aber sein Kunstinstinkt erwachte frühzeitig. Er dichtete schon als Schüler und hielt mit seiner satirischen Kraft seine Mitschüler im Banne. In Selmecz erntet er die ersten dichterischen Erfolge, in Papa tritt er zum ersten Male öffentlich auf und im Jahre 1842 schreibt er an Szederentyi: „Ich strebe in die Höhe und werde das Ziel nicht aus den Augen verlieren! Künstler und Dichter! Freund, dafür begeistere ich mich. Aber schon lange ist's entschieden, daß aus mir kein Duxendmensch werden kann.“

Seine Vereinsamung, seine Leiden, seine Wanderungen, seine frühen Lebenserfahrungen gaben ihm die Richtung: ein unerschöpflicher Lieberborn war ihm das Leben, das ihn mit den reichsten Nuancirungen der Gefühle versah, seine ganze innere Gefühlswelt aufrüttelte, veränderte, in Brandung trieb. Er besaß einen starken Glauben an sich selbst. Alle Schicksalschläge, die ihn trafen, dankten ihn nur Prüfungen der Gegenwart, dazu bestimmt, seine Zukunft um so glänzender zu gestalten. In seinen „Uti jegyzetek“ (Reiseflitzgen) schreibt er im Jahre 1845: „Als ich meinen Namen noch nicht gedruckt sah und nur für mich selbst kriegelte, als ich noch Statist beim Nationaltheater war, als ich Soldat war und auf Wache stand . . .

hatte ich stets die klare Ahnung davon, was einst mit mir geschehen würde und seitdem geschehen ist!"

Diese klare Ahnung ist die Quelle seiner Dichtphantasie. Er sucht Zuflucht bei seiner Muse und sie rettet ihn. Sein Stil, der anfangs zwischen verschiedenen Formen schwankte, hat sich nach seinen Erfolgen in Budapest endgiltig abgeklärt. Von nun ab lebte er ganz der Dichtkunst; und je ruhiger er wurde, je mehr er sich in sich selbst versenkte und die feinsten Regungen seines Seelenlebens beobachtete, in desto kunstvollerer Form strömte die Musik der lyrischen Töne von seinen Lippen. Die historische Vergangenheit ließ den Dichter kalt; um so empfänglicher war seine Phantasie für die Gegenwart und deren Entwicklung, für die Gährungen der Zukunft. Er kannte die Stimmung der Gleichgiltigkeit selbst im Alltagsleben nicht, um wie viel weniger in der Dichtung; er hatte nichts von der Art der französischen Parnassiens, sondern seine Seele schwebte stets zwischen Extremen, er jubelte oder grollte: ein Charakter, nicht ganz unähnlich dem stolzen Wesen des Coriolan, den er von allen Helden Shakespeares am Meisten liebte. Er gleicht Viktor Hugo in der leidenschaftlich inspirirten Phantasie, aber er unterscheidet sich trotz allem Feuer seines Temperamentes, seiner Exaltation und seiner nach Aufregungen haschenden Seele von dem großen Franzosen dadurch, daß er genug nüchternen Sinn besaß, um den Ueberschwang zu zügeln. Viktor Hugo ließ sich vom furor poeticus in das Unmögliche fortreißen, Petöfi ließ sich von dem poetischen Feuer wohl begeistern, aber nicht beherrschen.

Außer ererbten Familienzügen — heftiges Temperament des Vaters und weiches, träumerisches Wesen der Mutter — spiegeln sich in seinen Dichtungen auch einige Rassenmerkmale, verstärkt und veredelt durch die Kraft des Genies: Stolz und glühende Vaterlandsliebe. Ja, die heiße Liebe zum Vaterland kann wohl als eine in hundertjährigen Kämpfen erworbene Rasseeigenschaft des ungarischen Volkes gelten; und sie fand in seinen Liedern den herrlichsten Ausdruck. Zwei Züge treten an seiner Persönlichkeit besonders hervor: seine Subjektivität und seine Aufrichtigkeit. Er schätzte Aufrichtigkeit an sich und Anderen über Alles. „Bei meiner Geburt hat das Schicksal die Aufrichtigkeit in meine Wiege gelegt und ich werde sie als Baßetuch mit mir ins Grab nehmen.“ (Reisebriefe, 1847.) „Wenn die Aufrichtigkeit ein Fehler ist“, sagt er in einem Aufrufe vom Jahre 1848, „so ist Das nicht mein Fehler, sondern ein Fehler des ganzen magyarischen Volkes, das aufrichtig war seit der Erschaffung der Welt; und ich gestehe: ich will nicht besser sein als mein Volk, ich will die guten und die schlechten Eigenschaften der magyarischen Nation besitzen, ich will ein Ungar sein vom Scheitel bis zur Sohle.“ Diese Aufrichtigkeit erklärt Vieles in seiner Dichtung; noch mehr aber erklärt seine Subjektivität. Sich selbst empfindet er im

Sturm, der tobt, und im Windhauch, der kost; im zitternden Strauche erhebt sein eigenes Ich und die herabhängenden Zweige der Trauerweide sind ihm das Bild seiner verzagten Seele. Wendet er sich an die Geschichte, um scheinbar aus ihr zu schöpfen, so trägt er doch nur seine eigenen Anschauungen, seine eigene Stimmung in die Ereignisse herein, mit einem Wort: er schildert in der Vergangenheit und in der Gegenwart und in den Bildern der Zukunft immer nur sich selbst. Mag ihn das ruhige Dahinströmen der Theiß oder die düstere Verlassenheit des „Kuthakaparó“, eines verlassenem Wirthshauses in der Pusta, oder die sterbende Natur der Septemberlandschaft poetisch ergreifen; mag er das Alfvold sehen, Klein-Rumanien oder Siebenbürgen: er sieht nur sich selbst, in verschiedenen Situationen, in verschiedenen Stimmungen. Er steigt bis in die verborgenen Gefäßtiefen hinunter und sprengt wie der Bergmann von dem härtesten Gestein kostbare Schätze ab.

Budapest.

Professor Dr. Bela Lazar.



## Das Jahr des Heils.

Was war also das Jahr des Heiles, in dem der Industrieleiß üppig wie nie aufstoh, das Jahr der Arbeit und der Riesenerfolge, das Jahr ungestemmten Sturmes und Dranges, wo die Zechen und Hütten ihre Leistungsfähigkeit bis zum Aeußersten anspannten, das Jahr, in dem das ganze Deutsche Reich mit Gold förmlich gepflastert werden sollte. Wir stehen am Ende und werden beim Beginn des neuen Jahrhunderts in Kirchen, Schulen und Kasernen die Segnungen des scheidenden Jahres preisen hören. Was ist aber der wirtschaftliche Erfolg? Ringsum sehe ich leere Taschen. Ziffern beweisen! Die Reichsbank trat in das Jahr 1899 mit sechs Prozent Diskont ein und war um die Mitte des Januars schon in der Lage, ihn auf fünf, im Februar, auf vierundeinhalb, und im Mai, auf vier Prozent herabzusetzen. Im August stieg der Diskont auf vierundeinhalb, bald auf fünf, am dritten Oktober sogar auf sechs und am neunzehnten Dezember auf sieben Prozent, einen in der Geschichte der Reichsbank noch nicht dagewesenen Stand. Damit wären wir — bei neun Prozent Uittmogel — zu einem wahren Kriegsgeldsatz gelangt, wie er nicht einmal in den Zeiten der wirtschaftlichen Ueberspannung und wirtschaftlichen Katastrophe der siebziger Jahre vorgekommen ist. Außer in den Jahren 1866 und 1870/71 hatte auch die Preussische Bank, die Vorgängerin der Reichsbank, nur zur Zeit der großen Handelskrisis des Jahres 1857 nöthig gehabt, ihren Diskont bis auf sieben Prozent zu erhöhen. Der Privatdiskont hält sich in gefährlicher Nähe des Bankdiskonts; und so ergibt sich denn für das Jahr 1899 ein Durchschnittsbankfuß von über fünf Prozent. Wie wir in den letzten zehn Jahren „fortgeschritten“ sind, zeigt deutlich die nachfolgende Aufstellung:

1890 1891 1892 1893 1894 1895 1896 1897 1898 1899

Reichsbank-

diskont: 4,52 3,78 3,20 4,07 3,12 3,14 3,66 3,81 4,27 über 5 Prozent

Privatdiskont

in Berlin: 3,81 3,09 1,79 3,21 1,77 2,02 2,99 3,08 3,56 etwa 4,90 Prozent

Die Ursachen dieser bedrückenden Progression liegen auf der Hand. Die wirtschaftliche Inanspruchnahme übersteigt die Geldkraft des Landes. Der unmittelbare Anlaß für die Diskonterhöhungen der Centralbanken ist freilich spezieller Natur. Die Steigerung der Wechselkurse läßt eine Goldausfuhr aus Deutschland befürchten und dieser Gefahr kann nur durch Erhöhung der Gelblätze vorgebeugt werden.

Die schweren Niederlagen der Engländer auf den verschiedenen Kriegsschauplätzen Südafrikas haben der Bank- und Börsewelt einen furchtbaren Schock in die Glieder gejagt. Die an der londoner Börse eine Zeit lang künstlich gesteigerten Minenkurse brachen zusammen. Bisher verließ sich die ganze Welt auf die Schätze der Bank von England; heute ist diese selbst in Verlegenheit, wie sie den Goldbedürfnissen gerecht werden soll. Gerade jetzt drängen unter Anderem die Valutaansprüche Argentiniens zur Deckung der Wollimporte gebietend nach Befriedigung und der Welthandel droht zu stocken, weil ihm das Lebenselixir, das gelbe Metall, vorenthalten wird. Sonst schickten die südafrikanischen Goldfelder durchschnittlich einunddreißig Millionen Mark in jedem Monat nach London. Dieser Zufluß ist „versteigt“ und wird um so länger ausbleiben, je erfolgloser die englische Kriegsführung gegen die Buren ausfällt. Es ist ein übles Zeichen, daß die Bank von England sich nicht scheut, an die Oesterreich-Ungarische Bank mit der Bitte um Gold gegen Kurz-London heranzutreten, und noch schlimmer ist, daß sie um eine so geringfügige Summe wie zwei Millionen Pfund sich an einen Markt wenden muß, der von ihr sonst kaum beachtet wurde. Wo ist der Stolz Albions geblieben? Ja, man spricht sogar schon von einer Suspension der englischen Bankakte, ganz wie sonst in wirtschaftlich schwachen Staaten besondere Gesetze verlangt werden, um über natürliche Verhältnisse mit künstlichen Maßregeln hinwegzutäuschen. Im Jahre 1857 war die Notenreserve der Bank von England auf etwa einundeinhalbe Million und am „Schwarzen Freitag“, im November 1866 — nach der schweren Katastrophe, die über das Haus Overend, Gurney & Compagnie hereingebrochen war — auf etwa 700 000 Pfund Sterling gesunken: in beiden Fällen mußte die peelsche Bankakte vorübergehend aufgehoben werden. Sollten wir uns aber heute wirklich schon in einer Verzweiflungslage befinden, wie sie damals die ganze Welt aufpeitschte? Eine überreilte Bankpolitik Englands würde den internationalen Geldmarkt dauernd schädigen; es giebt keinen festen Halt mehr, wenn die Bank von England aufhört, ihren Notenumlauf voll mit Gold zu decken. Erfreulich bleibt es bei aller Geldknappheit dieses Kraftjahres trotzdem, daß sie nicht einer wirtschaftlichen Kalamität, sondern der glänzenden Hochkonjunktur entsprungen ist; und darum darf man hoffen, daß die fortgesetzte Steigerung des Bankdiskontes als Warnungssignal verstanden werden wird und daß, wenn eine bewußte Regulierung der wirtschaftlichen Bewegung überhaupt noch möglich ist, allmählich ein Halt im Vorwärtstürmen und ein Zurückbleiben in ruhigere und normale Verhältnisse eintreten wird.

Wie sich übermäßige Anspannung der Kräfte und gewaltsame Verrenkungen rächen, zeigt der Zusammenbruch der New-York Produce Exchange Trust Company. Die amerikanischen Börsen wurden zum Schluß des Jahres, das ihren größten Reichthümer in den Schoß warf als je zuvor ein anderes, von einer Panik ergriffen, die wie der Anfang vom Ende aussah. Dort geht eben Alles gleich ins Ungeheure, Gründungen und Fallimente; und selbst die schönsten Botschaften Mac Kinleys werden in den Wind geschlagen, wenn ein Geldsag von zweihundert Prozent seine lähmende Macht ausübt. Obgleich die großen Bankiers, um nicht Tausende von Existenzen durch den Wirbelwind vernichtet zu sehen, so weitherzig waren, am schlimmsten Tage den Prozentsatz für die Prolongation bis auf sechs Prozent herunterzusetzen, gab es an der new-yorker Börse kein Halten und mit einem Schlage stieg der Geldsag, der durch diese Intervention auf siebenzig Prozent gefallen war, wieder auf einhundertundfünfundzwanzig Prozent. Vielleicht steht aber auch dem freien Amerikaner ein Wenig Bescheidenheit und Mäßigung gut an, wenn er damit die wirtschaftliche Befundung des Vaterlandes erkaufen kann.

Das Gegenstück zu den Finanz- und Wirtschaftsverhältnissen der Vereinigten Staaten bildet Rußland. Zwar geht der Zar Arm in Arm mit seinem bewährten Finanzminister, den er eben erst seiner „unabänderlichen Wohlgeogenheit und aufrichtigen Dankbarkeit“ versichert hat, und ist mit Allem einverstanden, was Herr S. J. Witte auf Grund seiner „weisen Erfahrung, seines seltenen Geschickes in der Leitung der Finanzverwaltung und seiner unerwüthlichen Energie“ für die Interessen des russischen Staats- und Volks Haushaltes bisher gethan hat. Der nüchterne Beobachter kommt aber zu anderen Urtheilen. Die russischen Finanzen befinden sich in einer traurigen Verfassung. Der letzte Zweifel daran ist durch die eifertige Beflissenheit, mit der die Reform- und Reorganisationsvorschlüge für den wirtschaftlichen Innen- und Außen dienst des russischen Reiches verkündet worden sind, beseitigt worden. Es klingt beinahe wie Hohn, wenn Herr Witte unter Zustimmung des Finanzkomitees erklärt, die finanzielle Sachlage erfordere keine allgemeinen außerordentlichen Maßnahmen. Ist etwa das Moratorium, das den Groß- und Kleinbanken für die Bezahlung ihrer Wechsel und sonstigen Schulden eingeräumt worden ist, keine außerordentliche Maßnahme? Mag die russische Regierung in offiziellen Schriftstücken noch so oft wiederholen, es handle sich dabei nur um die Unterstützung solider Unternehmen, um die Beruhigung des Marktes: es kann unmöglich verkannt werden, daß die Wurzeln der russischen wirtschaftlichen Krisis sehr tief hinabreichen. Eine ungeahnte Vertheuerung des Kapitals, die schwachen Ernten der letzten Jahre, ein künstlich gesteigerter, triebhausmäßiger Aufschwung der Industrie und im Zusammenhang damit die Verschlechterung der Handelsbilanz: Das sind Thatfachen, die sich weder durch Finanzkünsteleien noch durch wohlwollende Sanierungsversuche im Kleinen aus der Welt schaffen lassen. Immerhin bleibt es ein unvergänglicher Ehrentitel des russischen Ministers, daß er mit der Durchführung der Goldwährung die Geldcirculation definitiv zu ordnen unternehmen hat. Ein solches Ziel läßt sich nur nicht in ein bis zwei Jahren erreichen; das Rad muß langsam für die neuen Grundsätze heranreifen und inzwischen geht es nicht immer ohne Widerspruch und ohne Rücksälle ab. Noch hat der emsige Herr Witte nicht das Recht, sich auszuruhen und einem seiner vielen Reiter das Feld zu räumen. Der frühere Stationsvorsteher von Grajema, der an den

Waarenzügen der Ostpreussischen Südbahn zuerst den internationalen Verkehr kennen lernte und mit fabelhafter Schnelligkeit auf einen Posten gelangte, der ihm das riesige Kulturwerk einer Reform des gesammten russischen Wirtschaftskörpers zur Pflicht machte, ist mit seiner Aufgabe immer höher gewachsen. Aber er darf nicht verkennen, daß an der Jahrhundertwende der Zusammenhang der Verhältnisse stärker ist als jedes Einzelnen Wollen. Unter den wuchtigen Stößen der Weltmacht erzittert die Mauer, die Rußland vor der Ueberfluthung mit fremdländischen Waaren schützen und für die Ewigkeit Bestand haben sollte. Alle sorgsame Vorausberechnung, auf der die Gründung von Industrien aufgebaut ward, scheitert an der Unmöglichkeit, die reichen Mittel des Landes in dem nöthigen Umfang und mit der erforderlichen Schnelligkeit flüssig zu machen. Das große Publikum erfährt nur von gewissen Schritten, die wenigstens die übelsten Folgen des überhitzten Gründungseifers der russischen Regierung und ihrer Handlanger beseitigen sollen; wer aber einen Einblick in die Akten des russischen Ministeriums genommen hat, staunt über die Unzahl der Hilfsquellen, die man zu erschließen versucht, um der Geldsalamität zu begegnen. Um die gesteigerten Bedürfnisse der Banken und Börsen auch nur einigermaßen zu befriedigen und das Wespenst des Krachens fernzuhalten, greift man mit beiden Händen in die Staatskassen und läßt jede Rücksicht auf den Fiskus fahren. So war zum Beispiel bestimmt worden, daß vom ersten Januar 1900 an die russischen Banken nur auf solche Effekten Darlehen on call ausgeben sollten, die an den russischen Börsen gehandelt werden und hierdurch eine gewisse Garantie bieten. Neuerdings werden aber auch Papiere beliehen, die überhaupt nicht unter das Publikum gebracht worden sind und nirgends einen Markt finden. Man begnügt sich mit einem befürwortenden Gutachten der lokalen Finanzkommission; die Erfahrung lehrt aber, daß in solchen Fällen auf ein uninteressirtes Urtheil dieser Kommissionen nie zu rechnen ist. Den allerbedenklichsten Charakter hat diese Hingabe von Staatsgeldern zur Stille privater Unternehmungen und privater Spekulation aber dadurch angenommen, daß die russische Reichsbank sich auf die Reserven des Reichsschatzamtes stützen muß, die bei ihr deponirt sind und unter normalen Verhältnissen unangetastet bleiben sollen. Was sonst nur in Kriegszeiten geschah, ist jetzt in Folge der Geldkrisis eingetreten: die Bank muß, wenn sie nicht auf weitere Kreditgewährung Verzicht leisten will, die Einzahlungen des Schatzamtes fort und fort angreifen. Dieser Ausweg, den sich in der jüngsten Periode des Goldmangels ein so stark fundirtes Institut wie die Bank von England wohl zeitweilig erlauben durfte, ist aber für eine minder kräftige und minder selbständige Centralbank durchaus gefährlich und hätte deshalb von der russischen Reichsbank vermieden werden müssen. Freilich ist es auch möglich, den Notenumlauf der Bank zu erhöhen. Aber was wäre damit Anderes erreicht, als daß gewissermaßen eine Schuld von einem Konto auf ein anderes gebracht würde? Wenn heute irgend ein politischer casus belli, der in unserer drückenden Zeit und bei der Mannichfaltigkeit der russischen Interessen, zumal im fernem Osten, immer denkbar ist, einträte, so würde das Guthaben des Reichsschatzamtes, das gerade für solche Fälle als Tresor dienen soll, nicht liquide zu stellen sein; der internationale Geldmarkt ist in solchen Augenblicken am Wenigsten geeignet, mit schleunigen Vorschüssen für dringende Staatsbedürfnisse beizuspringen, und die Reichsbank befindet sich, welchen Druck man

auf sie auch ausüben mag, nicht in der Lage, die verzeitelten Staatsdepots wieder zu ergänzen. Nach seiner bisherigen Verfassung verfügt das Institut auch nicht über private Depositen, die schlimmsten Falles herhalten könnten. Für jedes wohlgeordnete Staatswesen ist das Vorhandensein eines eisernen Kapitalbestandes für unvorhergesehene Ereignisse unumgänglich nöthig; und es muß schon sehr, sehr schlimm um die russischen Diskontirungsverhältnisse stehen, wenn die Reichsbank so weit gehen mußte, diesen eisernen Bestand zu dezimiren. Ein Rückfluß von Mitteln nach Rußland in irgendwie erheblichem Maße ist zur Zeit nicht zu erwarten. Die Handelsbilanz geht thatsächlich ganz erschreckend zurück; so weit bisher authentische Ziffern für das Finanzjahr 1899 bekannt sind, ist die Ausfuhr des Landes im Vergleich mit dem Vorjahr um etwa dreißig Prozent gefallen, während die Einfuhr nur um sieben Prozent gestiegen ist. Dieses Verhältniß könnte freilich als günstig gedeutet werden, wenn die Einschränkung des Exportes ihren Grund darin hätte, daß der inländische Konsum gewachsen wäre und nach Deckung durch die eigene Produktion des Landes für das Ausland weniger Güter übrig ließe. Dem ist aber leider nicht so. Die Einfuhr konnte sich nicht stärker ausdehnen, weil das Ausland den russischen Fabriken keine größeren Kredite einräumen wollte, und die Ausfuhr mußte erheblich eingeschränkt werden, weil Urstoffe und Produktion nicht in dem früheren Maße zur Verfügung standen. Und dabei hat sich der inländische Verkehr im Allgemeinen eher vermindert als erhöht; lebhaftig auf dem Gebiet des Staatsbahnwesens kamen umfangreiche Neuanlagen mit russischem Material zur Ausführung. Die vielen Maschinen- und Textilwaarenfabriken, die im Laufe dieses Jahres im Jarenreich entstanden sind, waren angelegentlich darauf bedacht, ihre Bedürfnisse auf ein Mindestmaß zu reduzieren; trotzdem sind fast alle von der Kapitalnoth mitbegriffen worden. Aus diesem Gesichtspunkt ist die Verschlechterung der russischen Handelsbilanz ein gewichtiges Mene Tokel und die Wandlung ist um so bedenklicher, als die Ursachen, die sie herbeigeführt haben, noch auf längere Zeit hinaus weiter wirksam sein werden. Die Reiserenten sind von größter Bedeutung gewesen. Ist doch, trotz allen Mitteln, die von der Regierung angewandt wurden, um die Kornausfuhr zu befördern, trotz umfangreichster Bevorzugung privater Exportlager und ausgedehnten Transporterleichterungen, in diesem Jahre die Ausfuhr von Weizen um sechzig Prozent, von Roggen um vierzig und von Mais um dreißig Prozent gefallen. So kommt es, daß auch die russischen Rimeffen in Deutschland immer seltener werden; und Das ist auch für uns wenig erfreulich, da schon beinahe die Hälfte des gesammten russischen Importes auf deutsche Waaren entfällt, unsere Industrie also zu einem bedeutenden Theil auf den Empfang baren Geldes aus Rußland angewiesen ist. Hieran mangelt es dort aber gerade am Meisten. Im Ganzen wird Rußland seine internationale Handelsbilanz für das Jahr 1899 mit einem Passivum von ungefähr zweihundert Millionen Rubel abschließen. Gegenüber dieser Ziffer, die aus den inneren wirtschaftlichen Verhältnissen des Landes zu erklären ist, will es wenig verschlagen, daß, wie ich höre, der Finanzminister in der Jahresrechnung, die er dem Jaren am ersten Januar vorlegt, einen Ueberschuß von mehr als hundert Millionen Rubel über den Voranschlag nachweisen wird. Man hat eben in Rußland eine ganz besondere Art, Rechnung zu legen. *Чутковс.*

## Tragikomoedie.

Ueber das Drama „Der Probekandidat“ wird im Deutschen Theater nun schon seit Wochen gelacht. Die Schlupfpointe ist allerliebste. Einem jungen Kandidaten, der in Mecklenburg wegen keizerlicher Gesinnung aus der Amtsanwartschaft gejagt wird, rath ein zum Jugendbildner herangebundener Bierstudent, er solle sein Heil doch in Preußen versuchen: da habe Jeder das verbriefteste Recht, durch Wort, Schrift und Druck seine Meinung frei zu äußern. Als ich diesen Satz in der Zeitung las, sah ich, weil ich von dem verbrieftesten Recht Gebrauch gemacht hatte, in einer preussischen Festsung. Ich mußte herzlich lachen; nicht nur über den guten Witz, nein, mehr noch über den arglosen berliner Censor, der den bösen satirischen Satz nicht mit dem Blaustift durchstrichen, der die derbe Bosheit am Ende nicht einmal gewittert hatte. Jetzt, seit ich das Drama kenne, ist mir das Lachen vergangen. . . . Man muß jetzt ja, um auf der Höhe zu sein, bei jedem Anlaß Etwas vom scheidenden Jahrhundert reden. Da hilft kein Widerstreben. Also: der „Probekandidat“ ist das letzte Drama, das im amtlich zum Scheiden verdammten neunzehnten Jahrhundert auf einer Bühne der Hauptstadt des Deutschen Reiches einen großen Erfolg gehabt hat. Und diese Thatsache stimmt mich recht traurig.

Nicht etwa, weil ich das Drama schlecht fände. Es ist ein hübsches Stück, nett, sauber, anspruchlos und erquickend altmodisch, weitaus das Beste, was Herrn Max Dreyer bisher gelungen ist. Eine einfache Alltagsgeschichte, in die nur eine aus der Jbsenwelt stammende Volksschullehrerin, Hedda Sabler minor, nicht recht passen will. Friß Heitmann, der Sohn eines durch Trunk, Spiel und landwirthschaftlichen Nothstand ruinirten Rittergutsbesizers, hat Naturwissenschaften studirt und bewirbt sich um eine Stellung an einem mecklenburgischen Realgymnasium. Als er in der Oberprima eines Tages den Professor vertritt, der vor den Heranwachsenden sonst zwischen Natur und biblischen Geist ängstlich einherschleicht, trägt er den Jungen eine natürliche Schöpfungsgeschichte nach Darwin und Haeckel vor. Skandal. Das geistliche Mitglied des Schulkuratoriums, irgend ein mecklenburgischer Wirbich, bekommt Wind von der Sache; sein Söhnchen sitzt in der Oberprima und könnte darwinisch verzeuht werden. Der Direktor wird alarmirt, der Kandidat koramirt. Was ihm eigentlich eingefallen sei? Ob er nicht wisse, daß dem Volk die Religion erhalten werden muß? Daß wir ein orthodoxes Ministerium haben und Allerhöchste Herrschaften, die in stetem Aufblick zum höchsten Herrn ihres schweren Amtes walten? Ob er in junge Seelen Wist säen wolle? Und so weiter. Er soll widerrufen. Man wird es ihm leicht machen. Er könne den Jungen ja sagen, Das von Darwin und Haeckel sei nur Citat gewesen; er habe sie vor Irrelehren warnen wollen und werde ihnen nun erst, in echt christlichem Geist, die wahre Weisheit und weise Wahrheit vortragen. Aber Friß Heitmann ist eigensinnig: er bekräftigt vor den lauschenden Schülern das frühere Glaubensbekenntniß und wird nun natürlich aus dem Gymnasium gejagt. Daß ihn die Oberprimaner anbeten und ihm ein Ständchen bringen, ist ein wagemer Trost. Denn er hat mit der Aussicht auf das Amt auch die blonde Braut verloren; und die Eltern. . . . Der Vater wird sein Bodagra weiterschleppen und jeden Heller, den er kriegen kann, verspielen oder verkaufen; der armen Mutter, die auf ihre alten Tage ein kleines Puzgeschäft angefangen hat, werden die Frommen keine Hüte mehr ablaufen. Graues Elend ringsum; kein Sonnenstrahl am Horizont. Und die Primaner? Die

werden ja auch älter werden, der schöne Jugendmuth wird verbrauchen; das leidige Abfinden lernt sich so leicht. Frey kann allerdings, wie der aufgeschwemmte Bräustudent ihm rät, nach Preußen gehen. Aber da wird er erst recht nicht angestellt, nicht mal in Berlin beim freisinnigen Vertram. Was bleibt ihm also? Zur Habilitirung fehlt das nöthige Geld. Artikel für radikale Blätter, sozialdemokratischer Wanderredner mit kargem Solb: Das ist seine Zukunft. Und er hätte so gern seine Gecrüd heimgeführt und den Eltern ein behagliches Greifenstübchen eingerichtet.

Die Geschichte stimmt im Grunde nicht ganz. Auch Frey ist im deutschen Norden, östlich von der Elbe, geboren und ausgewachsen und kann schon deshalb diesen Verhältnissen nicht so weltfremd gegenüberstehen. Ein Bischen wenigstens muß er der Sohn seiner Eltern und seiner Heimath sein. Er muß wissen, was in dieser schönen Gegend möglich, was unmöglich ist. Und seine Kezerei müßte sich, so sollte man meinen, schon früher verrathen haben, spätestens auf dem Seminar. Auch sonst regt sich noch manches Bedenken. Auf der Bühne ist's trotzdem eine nette, dröhlige und wirksame Sache. Die Beherrtypen — es sind Possentypen im Stil Molières, nicht deutlich erkennbare Individuen, wie sie die neueste Aesthetik verlangt — sind lustig erfunden und geschickt den Bedürfnissen der Bühnenoptik und Bühnenakustik anpepaßt. Der gichtische Agrarier mit der verzögerten und verzerrten Zukunft ist ein den im Deutschen Theater versammelten Liberalen ganz besonders willkommenes Geschenk. Das Klaudern und Seufzen von Bräutigam und Braut klingt banal und konventionell, ist also natürlich. Ein hübsches, harmloses, deutsches Theaterstück.

Tropf Alledem: der große Erfolg ist betrübend. So herrlich weit haben wirs in diesem Säfulum, das man das naturwissenschaftliche, das evolutionistische, das technische und weiß der Teufel wie sonst noch genannt hat, also gebracht, daß in der Hauptstadt des neuen Reiches und des alten Nationalismus die gepukte Auslese der Intelligenz juchzt, weil Einer sich zu Darwin und Haedel zu bekennen wagt. Hundert und etliche Jahre nach Voltaire und seinem Freund Frey, sieben Jahrzehnte nach dem Tod Goethes, des heute herrscherlich gefeierten, der so himmlisch die Erbärmlichen verhöhnt hatte, die uns der Gotteserde lichten Saal verüsterten zum Jammerthal. Als Anzengruber, dessen Lebensethema der Gegensatz von Dogma und individuellem Glauben war, den kirchfelder Pfarrer auf die Bühne stellte, hieß es: Solches sei eben nur im verruchten Katholizismus möglich, der die Gewissen binde. Und nun? Der Probekandidat und seine Bedränger sind Protestanten. Und inzwischen hat Nietzsche für einen Theil der deutschen Menschheit gelebt und man sollte glauben, mit der läppi-schen Unterscheidung: Fromm-Gut, Unfromm-Böse sei es für immer vorbei. Das offenbart sich nun wundervoll. Nein: ich kann über die Schulschwänke des Herrn Dreyer nicht herzlich lachen. Höchstens grimmig über die edle Bourgeoisgesellschaft, die, statt offen, der Wahrheit gemäß, zu sagen, daß sie keine Kirchen bauen will, weil sie kein Bedürfnis nach Kirchen hat, und daß sie das ewige Werde vom höchsten und allerhöchsten Herrn gar nicht mal fromm findet, eine Heldenthat zu leisten wähnt, wenn sie im Theater unbemerkt ein Bischen gegen den herrschenden „Geist“ demonstirt. Wären sie wirklich fromm, dann verdienten sie Ehrfurcht. Aber diese armen Schächer dünkeln sich stolz als Ganzmoderne, schwagen weitschweifig von Kultur und Kulturmission, wollen die Welt erobern und rufen bei Jahrhundertpünschen einander zu: Wieder eine wichtige Etappe auf dem Wege des Menschheitfortschrittes! Profit Neujahr!

